
Max
Geißler
Die
Herrgottswiege
Verlag
L. Staackmann
Leipzig







Max Geißler

Die Herrgottswiege

Von Max Geißler erschienen ferner im gleichen Verlage:

Neu! Das hohe Licht. Roman . . . . geb. M. 5.—
Briefe an meine Frau 1903—1913 . . geb. M. 5.—
Neues Märchenbuch. 10. Tauf. Illuftr. geb. M. 4.—
Am Sonnenwirbel. Roman. 4. Aufl. . geb. M. 5.—
Das Heidejahr. Roman. 7. Taufend . . geb. M. 5.—
Das Moordorf. Kulturroman. 10. Tauf. geb. M. 6.—
Das fechfte Gebot. Roman. 5. Taufend . geb. M. 5.—
Der Erlkönig. Roman. 7. Taufend . . geb. M. 6.—
Die Glocken von Robbenfiel. Roman. 7. Taufend . . . . geb. M. 4.50
Die goldenen Türme. Roman. 5. Tauf. geb. M. 4.—
Die Mufikantenftadt. Roman. 5. Tauf. geb. M. 5.—
Hütten im Hochland. Roman. 7. Tauf. geb. M. 5.—
Infeln im Winde. Roman. 7. Aufl. . . geb. M. 4.—
Tom der Reimer. Roman. 2. Aufl. . . geb. M. 5.—
Die Bernfteinhexe. Schaufpiel. 2. Tauf. geb. M. 3.—
Das Triftanlied. Dichtung. 2. Taufend . geb. M. 5.—
Die Rofe von Schottland. Eine Dichtung mit Bildern. 3. Taufend . . . . . geb. M. 6.50
Gedichte. Volksausgabe. 8. Taufend . . kart. M. 1.—
— Luxusausgabe in Leder . . . . . . M. 7.50
Soldatenballaden. 10. Taufend . . . kart. M. 1.—
Wie ich Dichter wurde. Der neuen Ausgabe 20. Taufend, der Gefamtausgabe 120. Taufend . . . . brofch. M. —.20

Die Herrgottswiege

Roman von Max Geißler



Erstes bis fünftes Tausend

L. Staackmann Verlag / Leipzig 1913

1.

Der Waldwinkel.

In einem Grenzgebirge unseres deutschen Vaterlandes liegt ein sehr schönes Tal, das trägt den Namen die Herrgottswiege.

Derartige Ortsbezeichnungen haben für die Menschen der Einsamkeit nichts Wunderliches; diese Menschen sind zwar meist wortkarg, und je älter sie werden, desto tiefer zieht das Schweigen in Falten um ihren Mund, bis zuletzt so viele Haken und Furchen sich ineinanderhängen, daß es scheint, als könne nur ein großer Schreck die schmalen Lippen sprengen; aber sie sind nachdenklichen Gemüts, und es schlagen sich aus ihren Herzen tausend Fäden zu allen Dingen, die um sie sind.

Fremden gegenüber sind sie in jenem Gebirge von einer fast störrischen Verschlossenheit; denn sie verachten die hochmütige Art der Städter, die sich gemeinhin für etwas besseres halten, etwa weil sie elektrisches

Licht brennen, sich alle Jahre zweimal nach einer neuen Mode einkleiden und ein wenig Gelehrsamkeit aus der Schule ins Leben tragen, die nicht einmal so viel wert ist, daß sie darüber vor der Lächerlichkeit bewahrt bleiben.

Diese Einsamen wissen auch, daß sie nicht so über die Welt und ihre Erscheinungen reden können, wie es denen draußen geläufig ist, und daß sie nicht zehn Worte für jedes Ding haben, mit denen sich über alles schwätzen läßt, was einem vorgedruckt oder vorgedacht worden ist — sondern an ihnen ist alles einfältig... was von töricht hinwiederum so weit entfernt ist wie der Himmel von der Erde.

Weil sie alles, was sie reden, zuvor selbst und gründlich gedacht haben und das Denken seine Zeit braucht, kommen sie selten zum Worte. Und weil die wenigen Dinge, die sie seit dem ersten Tage ihres Lebens gesehen haben, für dies ganze Leben um sie stehen bleiben, so denken sie sich noch viel tiefer in sie hinein als in ihr eigenes Herz; denn dieses sehen sie nicht. Jene Dinge aber — seien es wie in der Herrgottswiege die Wälder, das Gestein, die Quellen, die Säume oder die blauen Türen des Himmels, hinter die sie sich die Wohnung Gottes dichten, und noch etliches andere — jene Dinge bekommen in ihren Augen oft ein fast selt-

sames Leben. Und daher rühren die mancherlei Bezeichnungen, die für den, der von draußen in die Einsamkeit solcher Menschen tritt, meist etwas herrlich Belebtes haben.

Warum diese Namen dasind, wissen sie wohl, aber sie reden dem Fremden gegenüber doch nicht davon, weil sie meinen, er lache darüber, oder weil man von derlei Selbstverständlichkeit überhaupt nicht spricht.

Dagegen erscheint ihnen der Gedanke töricht, daß es einmal eine Zeit gegeben haben könne, in der die Bezeichnung dieses oder jenes Ortes noch nicht dagewesen sei; denn sie sind darüber mit sich einig: der Name — weil sie nie einen anderen hörten — müsse so ungeheuer lange bestehen, daß es gar keine andere Möglichkeit gebe, als: er war schon immer.

So trug auch die Herrgottswiege ihren Namen schon immer, und es konnte auch gar nicht anders sein; denn erstens ist es eine Talmulde von ganz ungemeiner Lieblichkeit. Von Hang zu Hang schlägt sich der sanfte Bogen eines sehr dichten und im späten Frühling sehr blumenreichen Rasens. Es zerschneidet — wie das bei Gebirgstälern die Regel ist — kein Wasser dieses köstliche Rund der Wiese, und doch hat der Grund zu allen Zeiten genau den Grad von Feuchtigkeit, den er braucht, um im Verein mit der Luft und der Sonne den Tep-

pich des köstlichsten Grases zu weben, der sich denken läßt.

Dieser Teppich liegt noch ein Stück an den beiderseitigen Hängen empor, gleichsam als hätten die Fichten ihre Füße auf seine Säume gestellt; denn nach dem Rasen kommt hüben und drüben ein dunkelgrüner Bergwald, ebenfalls von ganz unvergleichlicher Schönheit.

In diesem Walde fließt an beiden Talwänden ein fußbreites Wasser, aus dem er seine Kraft und Schönheit trinkt, bis er geschlagen wird, was immer nach achtzig Jahren geschieht. Alle achtzig Jahre kommen dann die Fuhrwerke der Holzhändler und führen die Stämme fort.

Von den fußbreiten Wässern im Walde wissen die Menschen, daß sie wohl vordem — natürlich vor einer ungeheuren Menge von Jahren — ein einziger Bach gewesen seien, der mitten durch das Tal floß, diesem Tale seine sanfte Rundung wusch und die Schätze des Bodens aus dem oberen Walde herbeitrug, aus denen nun in jedem Jahre das grüne Wunder des Rasens steigt.

An jener Stelle, an der aus den Klüften und der Dunkelheit des oberen Waldes der Bach in die Herrgottswiege fiel, haben ihn einmal Menschen in die Bahnen an den Talhängen geleitet, in denen er noch heute ist. Von dem einstigen Bett ist jede Spur ver-

loren, seit er die Wiege mit beiden Armen umfängt. Die ihm den Weg an die Hänge wiesen, meinten wohl: wenn es käme, daß auf dem Grunde so viel des Wassers zu wenig würde, wie es zu seiner Zeit oft zu viel gewesen sein mag, so könne man die Bächlein durch zwei Staue zum Überlaufen bringen und so lange die Hänge und die Talsohle bewässern, als man Lust habe. Die Staue sind aber, soweit Menschen denken, nicht gesehen worden; denn sie haben sich nie als nötig erwiesen — wenn sie überhaupt jemals dagewesen sind.

Die Leute meinen: so alt wie die Teilung des Baches, ist auch der Wald an den Hängen; denn vordem hat der Sonnenbrand Stein und Erdreich geglüht, wo nun die dunkelgrünen Streifen der Fichten sind.

Weiter hinauf wachsen die Mauern und Türme zerklüfteten Gesteins; darin treiben Stürme, Regen und Winter ihr Wesen. Sie zermahlen den Fels in den Rissen; es fliegt ein Same hinein und steigt ein neues kümmerliches Leben daraus.

Und ganz oben ist der Himmel; der ruhet diesseits und jenseits des Tales auf den Mauern und Türmen. Und wer wissen möchte, warum diese reinlich hingebettete Schönheit den Namen Herrgottswiege führt, der braucht nichts zu tun, als etwa an einem Sommer=

mittage sich auf den Rasenteppich zu legen und mit offenen Augen gegen die blaue Kuppel des Himmels zu schauen. Dann ist plötzlich ein sanftes Wiegen um ihn; das fängt bei den Wipfeln der Fichten an; die Wässer plaudern dazwischen, als wollten sie helfen, und zuletzt ist das weiche Schaukeln im ganzen Tale, als stünde der Herrgott irgendwo hinter den Felsen und zöge heimlich an einem goldenen Bande von Sonne.

Das Tal ist nach Mittag hin offen, und — als habe das Waldgebirge zwei mächtige Arme ausgestreckt — greifen die beiden Felsmauern gegen Süden, fassen eine Fülle von Licht und stellen sich gegen die Stürme.

Die Decke des Rasens reicht nach rückwärts nicht bis an das Ende des Tals, sondern nur bis an die wenigen Häuser, die gegen dies Ende hin an den sanften Lehnen unter den Waldstreifen oder in der Wiese stehen. Zwischen ihnen führen schmale Steige durch das Gras. Es ist auch ein breiterer Fahrweg da, der aber nach der offenen Seite des Tales zu so gut wie garnicht benutzt wird, sondern nur an dem Teil auf der rückwärtigen Seite des Dorfes — wenn man die Handvoll Häuser denn ein Dorf nennen will —, der durch den Wald führt.

Die Häuser heißen im ganzen Gebirge wie der Talgrund: die Herrgottswiege.

Auf dem Waldwege fahren die Leute im Herbst die Streu für die wenigen Stücke Vieh in ihre Schuppen, und sie nennen ihn den Kirchsteig; denn die Herrgottswiege ist einem Dorfe jenseits des Höhenzuges im Norden eingepfarrt. Auch müssen die Kinder diesen reichlich einstündigen Weg, der in seinem oberen Teile recht beschwerlich ist, zur Schule gehen — immer unter dem Dache der dunklen Bergfichten, die so hart an den Pfad treten, daß man nur ein ganz schmales Band des Himmels sehen kann.

Nach Süden zu beginnen vor der Talöffnung alsbald wieder große gräfliche Forsten, so daß in dieser Richtung von menschlichen Wohnstätten auf eine noch längere Wegstrecke nichts liegt als einmal das Haus eines Försters oder Waldhüters.

Die Leute, die in der Herrgottswiege leben, sind fast alle darin geboren, woher es kommt, daß auch jedes Geschehnis alle angeht. Sie wissen gewöhnlich schon von Kindheit an, welche von ihnen als Paare später ganz zu einander gehören werden; und wenn es sich ereignet, daß von den Mädchen eins durch eine Liebe aus dem Tale geführt wird, so trägt es neben seinem Glück auch das Samenkorn eines quälenden Heimwehs mit hinaus.

Das Tal ist von einem so köstlichen Sonnenfrieden

und so ungemeiner Lieblichkeit, daß es deswegen wahrscheinlich auf seine ganze Länge mit Häusern bebaut wäre. Aber vor mehr als zweihundert Jahren haben die vier Besitzer, die damals in der Herrgottswiege wohnten, einen Vertrag gemacht, daß sie von ihrem Grasland nie einen Fußbreit verkaufen wollten. Dieser Vertrag sollte Gültigkeit haben auch für alle ihre Nachfolger; denn jene Ahnen hatten erkannt, daß die helle Heimlichkeit dieses Grundes ihr Glück sei, und daß der Ertrag der großen Wiese und des Waldstücks, das jeder nach Norden zu besaß, hinreichend wäre zur Erhaltung eines zwar sehr bescheidenen Wohlstandes, aber auch einer immerwährenden Zufriedenheit.

Es konnten sich, nachdem dieser Vertrag gerichtsmäßig fertiggestellt war, in der Herrgottswiege fortan nur im rückwärtigen Gemeindewalde Menschen ansiedeln, was hinwiederum fast unmöglich war, weil die Gemeinde des Kirchdorfes ihren Besitz nicht veräußerte.

So ist es geschehen, daß im Laufe von zweihundert Jahren nur wenige Häuser in der Herrgottswiege entstanden. Die dawaren, vererbten sich von den Eltern auf die Kinder, und nur aus einem waren die Menschen allgemach hinausgestorben. Zuletzt saß nur noch eine sehr alte Frau darin, und als sie fast hundert Jahre geworden war und ohne Hilfe nicht mehr sein konnte,

kam eines Tages ein fremdes Paar in das Tal. Die beiden Leute handelten mit Bürsten, waren staubgrau und sonnverbrannt von langer Sommerfahrt, und namentlich die Frau hatte ein phantastisches Aussehen.

Sie boten ihre Waren auch in dem Hause der Greisin zum Kauf, das am Hange steht. Es ist ein sehr schöner und alter Nußbaum vor diesem Hause — wie denn die Herrgottswiege die einzige Stelle in jenem Gebirge ist, an der diese Bäume gedeihen.

In seinem Schatten saß die Greisin und redete mit den fahrenden Leuten. An diesem Tage wurde der Handel fertig: das Geld wurde zusammengebracht, die Bürstenbinder kauften das Haus und wurden seßhaft, die Alte blieb wie zuvor in ihrem Stübchen und starb im folgenden Herbst hinweg.

Danach vergingen einige Jahre.

In der Herrgottswiege hatte man sich mit der Gegenwart der Fremden abgefunden; sie gehörten zwar nicht zu denen, die „schon immer" dagewesen waren, aber man legte ihnen auch nichts in den Weg. Da sie keine Kinder hatten und ein Handwerk, das in dieser Gegend weit und breit nicht betrieben wird, blieben sie der Gemeinschaft der anderen noch ferner; und es wäre vielleicht gar keine Verbindung zwischen ihnen zustande gekommen, wenn sie nicht beide die Geige in einer Weise

gespielt hätten, die den Leuten aus der Herrgottswiege als das schönste und wildeste erschien, was man an Musik hören könne.

Den Mann nannten sie seit dem Tage seiner Ankunft den Bürstenbinder; die Frau jedoch, die Silpa hieß und eine Zigeunerin war, wurde wegen des fremden Klanges ihres Namens mit diesem gerufen. Wie sie sich sonst nannten, wußten die Leute kaum, die Kinder sicherlich nicht, und diese betrachteten Silpa immer mit einem heimlichen Schauer; denn sie dachten: eines Tages müsse durch sie etwas ganz Wunderbares, Unerhörtes geschehen, wie es ihnen von dem Leben und den Künsten der Zigeuner vorgeredet worden oder wie es aus den dämmerigen Quellen des Waldes in ihre Gedanken gekommen war.

Aber es geschah nichts. Und als sie auch die Weisen auf der Geige hundertmal vernommen hatten, wurde das Spiel — wenigstens für die Kinder — zu einem jener Dinge, die schon immer gewesen waren.

Eines aber sahen sie alle nicht, oder sie redeten nicht davon: das war die braune Schönheit des Zigeunerweibes, die unter dem Himmel der Pußta erblüht war. Silpas Haut und die schlanken Linien ihres Leibes waren wie aus gegossenem Erz.

Manchmal sang sie Lieder in jener fremden Sprache

die man in ihrer Heimat redete; dann fürchteten sich die Kinder beinahe; und wenn sie Silpa und ihren Mann in den Wald gehen sahen, waren sie froh, daß sie nicht auch zu dieser Zeit gegangen waren. — Übrigens waren die Fremden vom Frühling bis in den Herbst nur für Tage in dem Nußbaumhause; denn während des Winters stellten sie eine große Menge Bürsten her, die sie auf ihren Rücken in der schönen Jahreszeit ins Land trugen und verkauften.

Bei alledem blieben sie jedoch ärmer als die anderen in der Herrgottswiege, und weil sie sich ihr Lebtag anders gewöhnt hatten, fand sich auch die Zufriedenheit nicht zu ihnen; denn sie vermochten ihre Herzen nicht auf das heitere Gleichmaß vernünftigen Wünschens zu stimmen. Manchmal meinte der Mann, ihre Kunst sollte ihnen helfen, und sie wollten daraus Geld schlagen. Dann höhnte ihn Silpa und sagte: nun sie von dem Binden steife Finger und von ihrer Ehe ein freudloses Herz bekommen habe, fiele ihm das ein — bürstenbinden und geigen vertrüge sich nicht miteinander. Sie hatte auch aus den Linien der Hand und aus anderen Zeichen das Wahrsagen gelernt, das ihr zuvor manch schönes Stück Geld eingebracht...

In Wahrheit hätten sie trotz all dieser Dinge sich

doch zu einander gefunden, wenn die braune Silpa nicht in der Tiefe ihres Herzens ein Geheimnis getragen hätte, das sie, je länger je mehr, von ihrem Manne trennte. Als dieser sie kennen lernte und sie fragte, ob sie sein Weib werden wolle, verschwieg sie ihm nämlich, daß sie schon eines Mannes Weib gewesen sei und daß sie jenem ein Knäblein geboren habe; sie verschwieg auch, daß sie ihm davongelaufen sei, um mit dem Trupp fahrender Leute ihrem Triebe zum Wandern nachzugehen.

An dieser Lüge zerschellte zuletzt ihr Leben.

Um jene Zeit aber regten sich in ihrer Seele die Gespenster der Reue; es wuchs darüber die Sehnsucht nach Kind und Heimat, und es war niemand, dem sie sich hätte offenbaren können.

So rückte ihr der Mann, mit dem sie das Leben teilte, fern und ferner. Nachts stöhnte sie im Schlafe, oder sie weinte in ihre Träume, wenn sie die Stimme des Knaben Vilmos rufen hörte, der nun zwölf Jahre geworden war und vielleicht draußen auf der Pußta lag, ein verwaister Hirte, der sich den Trunk aus dem Euter der Ziegen sog und mit seinen weißen Zähnen eine harte Rinde Brotes zermalmte, und der geschlagen wurde von der Geißel eines alten Zigeunerweibes, weil ihn seine Mutter in die fremde Armut ge-

worfen, als er ihr lästig war. Oder er hatte eine andere Mutter, die ihn haßte ...

Es waren wilde, schwere Gedanken, die Silpa am Herzen fraßen; aber sie mußte schweigen; denn sie fürchtete sich vor ihrer Lüge. Der Mann ärgerte sich an ihr, und sie ward verstockter ...

Und doch ward viele viele Jahre nachher der Schleier von ihrem Leben gezogen — da war sie schon gestorben in einer Hirtenhütte der Pußta; denn es fiel dem Vroneli im Haus am Brunnen die Geschichte dieses Lebens an einem Frühlingstag in die Hände, zu einer Zeit, in der das Bild der schönen braunen Silpa beinahe ausgelöscht war in dem Gedächtnisse der Leute des Tales. —

Damals erwogen Silpa und ihr Mann in ihrer Armut noch dies und jenes, fanden sich aber nicht recht ins Leben, und vielleicht wären sie voneinandergelaufen, wenn sich nicht eines Tages etwas zugetragen hätte, das das Merkwürdigste ist, was in der Herrgottswiege bis dahin geschehen war.

Es rollte nämlich an einem Sommerabend einer jener grünen Wagen auf dem Wiesenwege ins Tal, wie sie fahrenden Leuten als Wohnung dienen. Er war mit zwei stattlichen Braunen bespannt, ein kleiner Schornstein ragte aus seinem Dach, an den sechs

Fenstern waren weiße Vorhänge, und das ganze wandelnde Häuslein sah so blank und freundlich aus, daß die Leute zusammenliefen und die Kinder meinten: darin zu wohnen, wäre die größte Lust des Lebens.

Vorn auf dem Wagen saß ein Mann, der mochte wenig über dreißig Jahr alt sein; er hatte einen breiten grauen Hut auf dem Kopf und sehr helle Augen unter der Stirn. Diese Augen waren von einem so rätselvollen und tiefen Glanze, wie er sonst nur in Kinderaugen ist, die noch warten, daß irgendwo ein Märchen Wahrheit werde.

Alle Blicke suchten an ihm herum — es war kein Landfahrer, der in seinem Wagen Dinge verborgen hatte, wie man sie auf den Märkten sehen kann; denn er trug städtische Kleidung und hatte ein feines Gesicht, und wenn er sprach, klang es für die Ohren der Leute, als lese er aus einem Buche vor.

Er fragte, ob er seine Pferde in einem Stall unterbringen könne, er werde bezahlen, was man für den Dienst und das Futter verlange.

Und was sich darauf ereignete, war wiederum sehr merkwürdig: weil in zwei Ställen nur je ein Stand frei war und die Pferde neben den Kühen leicht unruhig werden konnten, wurden die zwei Kühe aus dem Stall im Haus am Brunnen in die freien Stände der

Nachbarn geführt, und der Fremde wurde eingeladen, er möge nun die Pferde getrost einstellen. — Ein Bett und was sonst für die Nacht nötig wäre, auch Essen und Trinken brauche er nicht, sagte er; denn er führe alles in dem grünen Wagen mit.

Jedes Wort, das er sprach, spannte die Neugier in den Menschen, und zuletzt war sie wie ein Bogen, mit dem einer einen Pfeil in die Decke des Himmels schießen will.

Als die Pferde versorgt waren und der Sommerabend dunkelrot und leuchtend über das Tal sank, ließ der Fremde seine Augen auf allem ruhen, was um ihn war, und sagte: „Ich habe eine lange Reise hinter mir; denn ich habe seit vier Monaten das Land vom Meer im Norden bis zu dem Gebirge der Alpen durchfahren — kreuz und quer und noch weiter. Ich habe viel Schönes und Gewaltiges gesehen in der Zeit, aber nichts, das so voll heimeligen Friedens und leuchtender Stille gewesen wäre, wie die Herrgottswiege."

Und weil das Bürstenbinderhaus der Stelle am nächsten lag, an der der grüne Wagen auf dem Wege stand, gingen sie alle den Steig am Hang empor und setzten sich unter den Nußbaum; denn es waren da von alters her zwei Bänke und ein Tisch, und wer nicht auf den Bänken Platz finden konnte — auch weil ihn jeder

anschauen wollte — der suchte sich eine Stelle an der Erde oder auf der Schwelle des Hauses.

Der Fremde sah nun auch Silpa, wunderte sich über ihre braune Schönheit und fragte, ob sie nicht aus dem Lande Ungarn gekommen wäre.

„Ja," antwortete Silpa.

„Dort bin ich auch gewesen," sagte er, „und bin durch die Steppen und Heiden gefahren, die sie die Pußta nennen. Ich komme gerade von dort her und habe sie blühen sehen — es ist alles unsagbar herrlich und seltsam."

Da gingen der Frau die Augen über.

Einer der Männer — es war der Steinhofer, der die Lehre aufgestellt hatte: man müsse dem Herrgott auch manchmal ins Uhrwerk fassen; denn das wolle er so haben — der vom Steinhof sagte danach gerade heraus: „Da Ihr nun in der Wiege zu Gaste seid und so lange bleiben möget, als es Euch gefällt, möchten wir wissen, wie Ihr heißet und was Ihr für ein Geschäft habt. Seid Ihr vielleicht ein Naturforscher?"

„Nennet mich nur Silvanus," sagte der Fremde, „eigentlich heiße ich Robert Silvanus Waldschmidt. Und was den Naturforscher anlangt, so habt Ihr nicht falsch geraten — das heißt, ich treibe diese Wissenschaft nur nebenher und zu meiner Freude, wie ich

denn alles zu meiner Freude tue und auch zu meiner Freude lebe." Er lächelte, weil er ihnen verschwieg, daß er ein Dichter sei ... die Menschen tragen dies Wort alle im Munde, und weiß doch außer den Dichtern keiner, was ein Dichter ist.

„Da müßt Ihr ein sehr reicher Mann sein, Herr Silvanus, wenn Ihr nur zu Eurer Freude lebt," sagte der Steinhofer wieder und strich sich eine Handvoll Erstaunen aus seinem bartlosen Gesicht.

„Das ist ein falscher Schluß," antwortete der Fremde. „Es ist vielmehr so, daß ich meine Wünsche auf die Summe Geldes einstelle, die ich besitze. Ich habe in meinem Wagen eine sehr weite und lange Reise unternehmen können, weil ich keinen Pfennig über das hinaus bedurfte, was jeder Tag des Lebens erfordert — außer dem Preise des Wagens und der Pferde, die ich nun aber verkaufe, so daß ich das angelegte Kapital wiedererhalte." Er erzählte ihnen auch, daß diese Art des Reisens vor anderen bequem und lohnend sei und erklärte ihnen die Vorteile vor langen Wanderungen oder Eisenbahnfahrten.

„Ihr müßt uns noch vieles darüber sagen," begann wieder der Steinhofer; „wir hoffen, daß Ihr noch morgen oder gar einige Tage in dem Tale bleibt, in dem es Euch so gefällt."

Die Zigeunerin und ihr Mann waren inzwischen hinzugetreten, und die Frau sagte: „Mit Verlaub, Herr Silvanus — wenn Ihr Euer Haus auf den Rädern verkaufen wollt — was wollt Ihr denn dann beginnen, da Ihr selbst sagt, Ihr hättet kein Geschäft?"

„Dann werde ich sehen, ob in diesem Gebirge oder gar in diesem Tal ein Haus ist, in dem ich wohnen kann, so lange es mir gefällt."

„Und wenn wir Euch sagen: dieses, vor dem Ihr jetzt ausruht, ist zu verkaufen?"

„Das wäre ein Zusammentreffen der Umstände, wie es selten ist," antwortete Silvanus.

„Und wenn wir sogar Euren Wagen und Eure Pferde mit in Zahlung nähmen und Ihr uns nur soviel an Geld zu geben brauchtet, als unser Steinhaus Eurem hölzernen an Wert über ist?"

Der rote Brand war nun ganz ausgelöscht, aber es regte sich von allen Menschen noch keiner; denn die Merkwürdigkeit dieser Stunde fiel über alle — wenn der Himmel seine Sterne als goldene Taler in die Herrgottswiege geregnet hätte, es wäre ihnen nicht wunderlicher erschienen.

Sie fragten und antworteten noch eine Weile, dann sagte Silvanus: „Ich habe nun alles verstanden; denn ihr habt ohne Umschweife zu mir geredet, und ich weiß:

ihr zwei wollt in dem grünen Wagen den Weg ins Leben finden, den ihr verloren habt."

„Es ist genau so, wie Ihr sagt, Herr Silvanus!" fiel der Steinhofer ein, und die anderen stimmten zu. Danach sagte Silvanus:

„Ich habe die Quittungen über die Summen, die ich bezahlt habe, in meinem Wagen, weil ich alles mit mir führe, was ich besitze — mit Ausnahme des Geldes; davon trage ich nur soviel bei mir, als ich für eine bestimmte Zeit brauche. Die Pferde sind viel besser geworden, als da ich sie kaufte; denn ich habe sie sehr gut gehalten, und der Wagen ist höchstens in der Farbe ein wenig unansehnlicher geworden — ihr könnt euch morgen alles betrachten und euch auch davon überzeugen, daß ich sechshundert Taler dafür bezahlt habe. Nun beredet untereinander, ob euch dieser Preis nicht zu hoch ist."

Dann gingen sie auseinander; die Kinder und Frauen liefen in ihre Häuser, dem Schlaf oder einer versäumten Arbeit nach, die Männer gingen mit Silvanus zu dem Wagen und sagten: der Bürstenbinder hätte sein Haus vor fünf Jahren um siebenhundertfünfzig Taler gekauft; er habe es aber nicht gut gehalten, und es sei deshalb kaum noch so viel wert.

Danach redeten sie in den Häusern noch eine Weile

von diesem Tage, der bis zum Rande voll gewesen war. Silvanus aber saß bei der Lampe in seinem Wagen und las, wie er das des Abends immer zu tun pflegte, da hörte er draußen Tritte und seinen Namen rufen. Er öffnete und sah Silpa mit ihrem Manne.

Weil sie noch auf eine kurze Rede zu ihm herein wollten, schlug er die Stiege nieder, damit sie heraufgehen könnten. Am folgenden Tage würden sie doch nicht ungestört sein, sagte Silpa; sie besahen sich alle Dinge, die in dem rollenden Wohnhause waren; und morgen solle der Herr Silvanus nur bei Zeiten kommen und sich das Haus betrachten, es sei zwar alt, aber in allen Dingen bequem und der Gegend angemessen, und sie wollten den Tausch machen, wenn er ihnen noch hundert Taler in barem Gelde bezahle.

„Wir werden morgen sehen," antwortete er. Danach zeigte er ihnen die Einrichtung des Wagens. Der hatte zwei Räume — eine Küche und ein Wohngelaß. In der Küche, die der Stiege zunächst lag, waren alle Dinge, die zu einem kleinen Hausstande gehören, auch ein eiserner Herd, von dem der Abzug durch das Dach führte. Jede Sache war so angebracht, daß sie auf der Fahrt nicht rütteln oder gar zerschellen konnte. In dem Wohnraume waren ein Sofa und ein Bett mit weißer Decke, die war so rein, als wäre sie gerade von der

Bleiche gekommen. Es waren zwei Stühle da und ein Tisch, auch ein Regal mit vielen Büchern, und vor den Fenstern Läden aus stellbaren Schindeln, die Wind und Wetter abhielten.

Da Silpa alles gesehen hatte, ward sie nachdenklich und sagte: „Es ist hier so sauber und neu und für alles gesorgt, daß Euch das Nußbaumhaus danach wohl nicht gefallen wird."

„Wir werden morgen sehen," antwortete Silvanus wie vorhin. Dann gingen die beiden fort. Der Mann im Wagen aber schloß die Läden, löschte die Lampe aus, die an einer Kette vom Dache hing, und legte sich schlafen. —

Das Nußbaumhaus lag am Saum eines jener Waldstreifen, von denen gesagt worden ist, daß sie sich zwischen Fels und Wiese an der ganzen Länge des Tales auf halber Höhe hinziehen. Es stand aber noch jenseits des flinken fußbreiten Wassers, das ebenfalls am Hange seinen Weg lief, und man mußte dieses Wasser, ehe man zu dem Nußbaume gelangte, auf einem Brücklein überschreiten. Danach trat man in den kleinen Hof, der ganz von der Krone des Baumes überdacht war; aus dem Wald aber war für den Standort des Hauses ein Viereck herausgeschlagen worden. Neben und hinter diesem Hause war nur eine sanfte Steigung des Geländes.

Nachdem Silvanus am anderen Morgen alles betrachtet hatte und auch wußte, daß sich nach seinem Geschmack und nach seinen Bedürfnissen ein Anbau herstellen ließe, wurde der Handel fertig.

Es geschah in den nächsten Tagen, was bei einem Kaufe zu geschehen hat, und als die Woche herum war, hatten sie die Wohnungen gewechselt, und die Bürstenbinderleute fuhren in die Welt, um Musikanten zu werden.

Danach kamen Arbeiter, schlugen in einer Schlucht über dem Walde Steine und trugen diese zum Nußbaumhause. Die Leute aus dem Tale fällten um das Haus noch einige Stämme, und es kamen Maurer, die errichteten den Anbau und taten alles, wie es ihnen Silvanus vorschrieb.

Als der Duft der zweiten Mahd über dem Tale lag und in dem Nußbaume schon die ersten Lichter des Herbstes angingen, stand ein schmuckes weißes Haus am Hange, das hatte ein rotes Ziegeldach und schneeweiße Vorhänge hinter den Fenstern. Von dem sagten die Leute: es stehe so blank und wohlbedacht in der Welt wie der Herr Silvanus selber. —

Es war aber noch jemand in dem Tale, der zwar weder darin geboren war, noch lange daselbst gewohnt hat. Er steht auch bei den mancherlei Ereignissen dieser

Geschichte immer daneben, wie er sich selbst gleichsam neben das Leben gestellt hatte.

Dieser Mann ist der Maler Berengar.

Er zählte zu der Zeit, da Silvanus in jenen Waldwinkel zog, dreiundzwanzig Jahre, war im Sommer zuvor mit seinem Malgerät ins Tal gekommen und hatte die eine Hälfte des Hauses am Brunnen gemietet, in dessen anderer Hälfte die Witwe eines Holzhauers mit ihren Kindern wohnte, dem dreizehnjährigen dunkeläugigen Vroneli, das später die geheimnisvolle Kette findet, und dem zehnjährigen Knaben Sebastian mit dem flachsenen Schopf — derselbige, der behauptet: zu einem richtigen Menschen gehöre ein Taschenmesser und eine Streichholzschachtel.

Der Maler Berengar war Landschaftsmaler, und zwar — nach dem sicheren Urteile des Dichters Silvanus — ein sehr tüchtiger Landschafter, wiewohl er mit großer Wahrscheinlichkeit ein ganz ausgezeichneter Bildnismaler geworden wäre, wenn ihn nicht eine Eigentümlichkeit seines Charakters von der Ausübung dieser Kunst ferngehalten hätte.

Man weiß nur von zwei Frauenbildnissen, die er gemalt hat; diese aber sollen von so ungewöhnlicher Vollkommenheit gewesen sein, daß sich in der sehr merkwürdigen Geschichte des Malers Berengar, die

der Dichter Silvanus infolge einer nicht minder merkwürdigen Begebenheit gegen das Ende seines Lebens aufschrieb, die Worte finden:

„In diesem grünen Saal war an einem Teile der südlichen Wand ein Vorhang aus dunkelgrünem Sammet und dahinter der wundervoll gemalte Kopf des schönsten Weibes, das Herrn Berengars Augen gesehen haben. Darunter stand der Name Celeste. Es wußte niemand, welche Bewandtnis es mit dem Bilde habe; aber die Menschen meinten, es müßten sich sehr schmerzhafte Erinnerungen für den Herrn Berengar an dies Bildnis knüpfen."

Silvanus kannte diese Erinnerungen; aber seine Geschichte enthält darüber dennoch kein Wort — als hätte seine Freundestreue den Schleier des Geheimnisses nicht lüften oder als hätte er den Ereignissen nicht vorgreifen wollen; denn das Leben erzählte diese Geschichte nach dem Tode des Herrn Silvanus zu Ende, und die Leute in der Herrgottswiege erfuhren dies Ende — sie erfuhren es aus dem Munde jener dunkeläugigen schönen Frau Celeste selbst.

So wunderlich spielt das Schicksal; denn das Bild hinter dem grünen Vorhange schmückt die Wand des Zimmers eines sehr trauten Hauses in Welschland, an dem stillen Ufer des schönsten Sees der Erde. —

Außer jenem Bilde mit der Aufschrift Celeste, das Berengar im zweiten Jahre nach seinem Aufenthalt im Tale der Herrgottswiege malte, hat er — wie gesagt — nur ein einziges geschaffen. Es ist wenigstens nie ein drittes oder viertes bekannt geworden. Und dies erste war das der Zigeunerin Silpa. Es weiß aber niemand, wohin es gekommen ist. —

Mit dem Maler Berengar trafen die Leute im Tale fast nie zusammen, ja, sie wußten weiter nichts von ihm, als daß er dasei und daß er an jedem Morgen mit seinen Gerätschaften ausziehe und des Abends heimkehre. Manchmal, wenn er an einer sehr fernen Stelle des Gebirges malte, kam er gar nicht. Sie wußten noch, daß er an Regentagen in seinem Zimmer saß und aus dicken Büchern seine Kunst und ihre Geschichte studierte; ferner, daß er sehr reich sei, weil er bei Einbruch der kalten Jahreszeit in das Land Italien reise und erst mit der Sonne wieder eintreffe, und daß er auf der Welt niemanden habe als einen alten Onkel, der eine Burg am Rhein besäße und deshalb auch sehr reich sein müsse. Mit diesem Onkel wechsele er manchmal Briefe. Außer dem Gruße aber tausche Herr Berengar mit den Leuten im Tale kein Wort. Er sei trotz alledem nicht hochmütig, sondern sein ganzes Wesen lasse ihm weiteren Verkehr nicht zu.

Manchmal geschah es, daß Silvanus den Herrn Berengar im Walde traf. Sie redeten dann einige Worte über die besondere Schönheit der Landschaft, Berengar nahm das bewundernde Lob aus dem Munde des Herr Silvanus mit freundlichem Dank entgegen, und es schien, als schätze auch der Maler den besonnenen und klugen Menschen an dem Dichter. Im übrigen aber verkehrten die beiden nicht und rieten auch nicht aneinander herum — es schien vielmehr, als hätte sich der eine mit den Eigentümlichkeiten des anderen stillschweigend auseinandergesetzt, und als erachteten sie diese Eigentümlichkeiten für Lebensbedingungen, an die ihnen ihre gegenseitige Schätzung zu rühren verbot.

Und dennoch ist in dem Leben dieser beiden Männer oft eine so überraschende Ähnlichkeit, daß für diejenigen, die dem Glauben an eine Vorherbestimmung des Menschenschicksals zuneigen, bei oberflächlichem Betrachten darin fast ein Beweis der Richtigkeit ihrer Anschauungen erkennbar sein könnte; denn das Leben beider, so seltsam es ist, läuft über sehr weite Strecken in ganz den gleichen Windungen oder in der gleichen Geradheit, und seine Fäden rollen sich oft in Ereignissen ab, vor denen etliche staunend fragen werden, wie es möglich sei, diese Gleichheit anders zu deuten als: Eigenwille vorbestimmenden Schicksals.

Dies ist es aber nicht; die Geschichte aus der Herrgottswiege ist vielmehr ein Zeugnis dafür, daß der Wille des Menschen fast gleichbedeutend mit seinem Schicksale sei und daß die Kraft des Willens in dem geraden Verhältnisse stehe zur Größe des Glücks.

Wie die Schiffe zwischen den ungeheueren Tiefen des Ozeans und den gewaltigen Mächten der Stürme doch zumeist die Straßen gleiten, welche ihnen das Steuer weist, so läuft auch das Schiff des Lebens nach dem Steuer des Willens. Und Steuermann ist nicht das Schicksal — Steuermann ist der Mensch. . . Es ließe sich die Macht des Schicksals dann wohl mit der der Stürme vergleichen? Das wäre auch nicht richtig, sondern die Stürme sind der Tod mit seinen Vorboten, den Krankheiten. Andere Mächte im Leben, die sich uns feindlich entgegenstellen, und die wir als widerliches Schicksal bezeichnen, sind am Ende nicht nur durch den Willen zu überwinden, sondern sie wären durch diesen in den meisten Fällen schon an ihrem Auftreten zu verhindern gewesen.

2.
Die Kinder.

Nach dem Umbau des Nußbaumhauses hielten die Stille und die Gewohnheiten, wie sie das Leben in einem so engen Kreise mit großem Regelmaße vorschreibt, wieder ihren Einzug.

Von Silpa und ihrem Manne redeten die Leute fast gar nicht mehr, und auch die abendlichen Gänge der Männer und Frauen, von denen heute diese, morgen jene mit dem Herrn Silvanus nach getaner Arbeit ein Stück Dämmerung herumplauderten, wurden allgemach eingestellt; denn die Nacht fiel früh hernieder, und es geschah schon, daß morgens der Nußbaum sein Laub in den rauhen Reif warf.

Aber es war doch ein sehr schöner und sonniger Herbst. Weithinaus schnitten die Wälder ihre dunklen Zackenlinien in den Himmel, und noch weiter standen die sonst sanft verdämmernden Mauern eines Gebirges in wundervoller Klarheit, einen Tag wie den andern.

Silvanus, der nun mit allen Menschen im Tale bekannt geworden war und zu dem sie alle unbegrenztes Vertrauen hatten, durchstreifte in dieser Zeit die nahen Forsten, und die größeren Kinder wiesen ihm die Steige durch die kalten Schluchten, in die nicht einmal im hohen Sommer ein Bündel Sonnenstrahlen brach. Sie wiesen ihm die Stellen im moosigen Gestein, an denen die klingenden Bänder der Wässer hervorwehten, um die im frühen Sommer die Flammen der gelben Iris auf den steilen Leuchtern der Stengel brannten. Und sie kamen — fast am Kamme des Gebirgs — an einen Platz, in dessen Höhe man dann herniedersteigen muß zu dem Kirchdorfe. Weil er aber tief im Walde lag, waren die Kinder noch nie dortgewesen. Sie fanden ein Loch im Felsen wie eine Türe, und der Berg hing als ein Dach über einer Kammer aus Stein. Die Kinder freuten sich und schauerten sich innerlich ab, beides zugleich, sie machten lange Hälse und bohrten ihre Augen in die Finsternis; denn die Dämmerung des Bergwalds hing fast gespenstisch umher, und in der Höhle lag die Nacht.

Hanna Steinhofer, die nun dreizehn Jahr und ein verständiges Kind war, faßte sich an die Stirn — „Ah," sagte sie, und das Vergessen fiel in Stücken von ihr ab — „ah, das ist . . . das ist am Ende der Geld-

keller, von dem der Lehrer gesagt hat: die Leute hätten in dem großen Kriege darin ihre Taler vergraben! . ."
Und Franz Steinhofer, der im selben Jahre geboren war wie Hanna und einmal den Kampf mit dem Junghirsch im Walde gehabt hatte, fand doch nicht den Mut, in die Höhle zu kriechen; „denn", sagte er, „es haben sich in jenem Krieg auch Menschen darin verborgen und sind doch alle gefunden und gespießt worden."

Die Jüngeren faßten sich an den Händen, und da Silvanus ihre Bangigkeit sah, sagte er: „Morgen wollen wir wieder hergehen, wollen einige Kerzen mitnehmen und die Höhle untersuchen; ihr müßtet schon alle darin gewesen sein."

Dann gingen sie durch den Bergwald heim und redeten lange von nichts anderem als von den vergessenen Wundern, die sie entdecken würden; danach redeten sie von dem großen Kriege und der Angst der Menschen.

Weil der Kirchsteig auf dem Kamme nur sehr schwer fahrbar ist und die Höhle ein gut Stück in den Wald hineinliegt, in dem auf dieser Höhe weder das Gestrüpp des Wacholders noch die Heidelbeere gedeiht, denn es bricht gar keine Sonne durch das Nadeldach, so kamen eigentlich nie Menschen an diese Stelle, oder

doch nur dann, wenn der Wald zu schlagen war, was auf dem Kamm alle hundert Jahre geschieht, weil Sturm und Schnee auf dem Wachstume liegen. In der Schule war die Geschichte von der Felsenkammer so an den Kindern vorbeigeredet worden, und war Vergessenheit darüber gewachsen wie Moos über den Waldgrund.

Silvanus fand in dem Verkehre mit den Kindern ein Glück, von dem er nicht einmal geahnt hatte, daß es so unbeschreiblich strahlend sein könne.

Am anderen Tage zogen sie aus, wie er gesagt hatte. Er wollte den Kindern nach und nach das ganze Gebirge im Umkreis entdecken und alle Wunder, die darin waren. Darüber bekamen ihre Augen den dunklen Glanz, der aus dem Edelsteine des Herzens quillt, und von dem sehr viele Kinder gar nichts wissen, wenn nicht die blaue Flamme eines Märchens recht tief in sie fällt oder durch sonst einen Zufall die heimlichen Kammern ihrer Seele aufgetan werden.

Silvanus hatte beim Scheine der Lampe über viele Dinge nachgedacht, von denen er glaubte, daß sie dies Wunder an den Kindern vollbringen könnten; denn er hatte gemerkt: sie waren besinnlich wie alle Menschen der Einsamkeit, aber es fehlte ihren Gedanken an der Führung. Er hatte auch daran gedacht, daß dies

Dinge seien, die man von der Schule nicht erwarten könne, weil in den wenigen Jahren sehr vieles andere gelernt werden muß, das die Leute zu allererst verlangen.

Die beiden aus dem Steinhofe waren natürlich an diesem Tage wieder dabei; denn die waren die wißbegierigsten, vor allem Hanna, der der blonde Zopf als ein Kranz um die Stirne lag und deren Augen von jenen waren, die der liebe Gott am Bache pflückt.

Es kamen auch die Kinder aus dem Haus am Brunnen mit, denen der Blitz den Vater erschlagen hatte — die Veronika und ihr Bruder Sebastian.

Die Brunnenvroneli war so alt wie Hanna, aber in ihrem Äußeren und in ihrem Wesen dieser so entgegengesetzt, daß den Leuten das Lied von dem weißen und schwarzen Schaf eingefallen war, so oft sie die Kinder in früheren Jahren am Wegrande spielen sahen.

Der Sebastian, den sie den Brunnenwastl nannten, hatte — wiederum im Gegensatz zu seiner Schwester — einen flachsenen Schopf und war der breite kleine Kerl, der schon als Fünfjähriger jeden Schritt in die Erde stampfte. Diese Gewohnheit hatte er im zehnten Jahre noch beibehalten. Weitere Eigentümlichkeiten des Brunnenwastl waren das mühselig errungene Taschenmesser

und die Streichholzschachtel, die er stets neben dem Messer im Sack trug. Andere Dinge zwar auch noch — dauernde Bedeutung aber hatten nur diese beiden.

Der Wastl hatte nämlich von früh auf die Neigung gezeigt, das Brunnenhaus in Brand zu stecken. Zu jeder unbeobachteten Minute stahl er sich in die Küche und rieb Schwefelhölzer an. Sie wurden versteckt — er fand sie. Und als auch die nötigen Trachten Prügel nichts halfen, saß die Mutter eines Tages in leisem Weinen um den Brandstifter auf ihrem Schemel...

„Wenn ich ein Taschenmesser hätt'," sagte der Wastl, „ich schauete kein Zündholz mehr an."

„Wirst du auch keins mehr anschauen, bis ich dir vom Markt ein Messer mitbringe?"

Da fing der Wastl an zu rechnen... bis zum Markt waren noch vier Wochen... aber um ein Taschenmesser hätte er noch eine härtere Probe bestanden — „Ja," sagte er und nahm die neue Zündholzschachtel vom Tisch, „die steck' ich in meinen Sack, und wenn die Mutter des Abends die Hölzlein zählt und es ist eins fort, krieg ich kein Messer. Basta."

Der Wastl hat sein Wort gehalten, der Brandstifter in ihm ist tot, sein Messer hat er bekommen, aber die Streichholzschachtel kann er nicht missen — es läßt sich das eine ohne das andere garnicht denken.

So einer war der Wastl.

Und dann waren noch die drei vom Brettmüller: Brettmüllers Agnes, Brettmüllers Zilli und Brettmüllers Hannes. Die wohnten am Ende des Tales, im letzten Hause der Herrgottswiege. Es hatte dort zwar seit Erschaffung der Welt keine Säge gestanden, und die Leute im Waldhause hießen auch nicht Müller, aber der Urgroßvater der drei Kinder hatte den Gedanken durch sein ganzes Leben getragen: es wäre das richtige, wenn er an jener Stelle eine Schneidemühle errichte. Und als er in einer verlorenen Stunde die Decke von dem lange gehüteten Geheimnis zog, erregte er damit eine so ungeheuere Heiterkeit, daß der Hausname, den er in jener Stunde empfing, nun schon durch vier Geschlechter geblieben war.

Brettmüllers Hannes war in der letzten Nacht aufgestanden, hatte seine Höslein gesucht, die zum Unglück von der Bettstatt gefallen waren, stieß einen Schemel dabei um und drohte mit diesem Getöse die ganze Brettmühle aus dem Geleise zu bringen; denn Vater, Mutter und die beiden Schwestern fuhren mit einem Schrei aus ihrem tiefen Schlaf, und die Zilli, die beim Zubettgehen an allerlei Gespenster des Goldkellers gedacht hatte, meinte nicht anders: diese Gespenster seien los oder es sei gar der Urgroßvater wiedergekommen und

reiße das Haus ein, um die Brettmühle doch noch aufzustellen.

Hannes, als er hörte, was er angerichtet hatte, fing an zu greinen —: „Und ich wollte doch so leise tun, huhuhuhu!"

„Was hast du denn, dummer Bub?" donnerte ihn der Vater an.

„Bloß ein Rohr an meinem Höslein hab' ich umwenden wollen . . ." greinte der Hannes.

„Waas hast wollen?"

„Ein Hösleinbein umwenden, daß ich nicht vergeß', morgen die Windlampe mitzunehmen, wenn wir mit dem Herrn Silvanus in den Berg kriechen, huhuhuhu." Dabei wendete er das Rohr der Hose um und tastete sich durch die Finsterins zurück ins Bett. —

Der Herr Silvanus hatte von dem Unheil dessen Ursach er war, keine Ahnung. Aber als das Knáblein Tags darauf mit der Stallaterne in den Wald zog, erfuhr er's doch.

Der Hannes wurde rot bis unter die Haarwurzeln, doch er triumphierte: „Wenn ihr alle mit der Hand vorm Licht in der Finsternis hängt, oder es kommt eins und bläst euch das lumpete Flämmlein runter — hernach, na! Weißt nicht, Zilli, wie der große Sturm

ist übern Hof gefahren und hat an der Lampe gerüttelt und hat das Licht doch nicht ausgekriegt?"

Weil ihn der Herr Silvanus wegen seiner Vorsicht lobte, setzte Hannes den kichernden Mädchen gegenüber seine Siegermiene auf, und die Schwestern erzählten: aus der Geschichte mit dem Hösleinbein könne man sehen, daß der Hannes dem Urgroßvater ähnlich würde.

So lernte der Herr Silvanus das junge Geschlecht kennen und bemühte sich, in langsamem Aufstieg den Kindern die Gespensterfurcht auszureden; denn daß der Hannes mitten in der Nacht an den Keller im Berge gedacht hatte, war für einen Jungenschlaf absonderlich. Und nun gewahrte Silvanus auch die seltsamen Lichter, die die Erwartung in alle Augen warf.

Nur in denen Hannas stand der Frühlingshimmel.

Danach ließ sich der Herr Silvanus ein weniges von der Zilli und der Agnes erzählen; denn er verwechselte die beiden. „Aber etwas sehr Schönes muß es sein," gebot er dem Hannes; „die Mädchen haben auch von dir etwas sehr Schönes berichtet."

Da besann sich der Bub eine Weile, dann sagte er: „Von der Zilli wüßt' ich nichts Schöneres, als daß sie in der letzten Nacht gemeint hat, der Urgroßvater wäre gekommen. Und die Agnes ist die mit dem Strich über dem rechten Auge."

Wirklich, da stand eine feine Narbe in der Stirn, ganz oben, wo sich die hellen stracken Haare ansetzten —

„Dahin hab' ich sie einmal mit dem Steine getroffen!" rief der Hannes.

Die Kinder jubelten auf. Aber der Bub zog die Fahnen des Sieges nicht ein.

„Ist das nun so schön von der Agnes?" fragte Silvanus.

„Jawohl," sagte er; „denn die Agnes, die auf mich hat achtgeben sollen, hat mich mit der Hand fortgerissen, als ich gerade nach einer Schlange griff, die im Grase lag. Und diese Schlange war eine Kreuzotter."

Wastl zeigte für diese Geschichten eine auffällige Teilnahmlosigkeit und war ein Stück voraufgeklettert. Als ihn die Nachzügler erreicht hatten, lenkte er das Gespräch auf die Waldbäume — wie sich alsbald herausstellte, war das aber nur ein geschickt gewählter Übergang. Die Fichten seien nahe dem Kamme nur halb so hoch als im Tale, sagte er, deshalb wäre das Gezweig auch viel dichter, ja es wäre so dicht, daß der Tag garnicht hereinschauen könne. Es wäre ganz schummerig, und im schummerigen Lichte dürfe man die Lampe anstecken . . .

Aber der Wastl war durchschaut, und es kam nun

auch heraus, daß er die Laterne nicht nur aus Sorge um die Finsternis im Berge den beschwerlichen Pfad heraufgetragen hatte — denn der Herr Silvanus hatte ja gesagt, er wolle Kerzen mitbringen — sondern um einmal gerechterweise Feuer schlagen zu können. Er warf zwar noch einen fragenden Blick auf Silvanus, da ihm aber nicht widersprochen wurde, setzte er die Laterne auf einen Vorsprung im Gestein und zündete das Licht mit tiefer Hingebung an. Und, gleichsam als wolle er den Beweis erbringen, daß zwar nicht seine Liebe zum heiligen Feuer, aber das Verbrecherische dieser Liebe in ihm erloschen sei, drückte er das brennende Holz zwischen Daumen und Zeigefinger aus und legte es auf den Boden der Laterne. Dann schloß er das Türlein, versicherte das bange Herz der Vroneli, daß garnichts geschehen könne, und stapfte voraus.

Als er jedoch das schwarze Auge der Höhle durch das Dämmerlicht des Bergwalds drohen sah, hielt er es für gut, die andern herankommen zu lassen und dem Herrn Silvanus die weitere Führung zu übergeben; denn in diesem finsteren Auge waren die Bilder stehengeblieben, die durch Franz Steinhofers Erzählungen aus dem großen Kriege hineingefallen waren: sterbende Menschen und spießende Lanzenknechte. Und die Leute in der Herrgottswiege wußten von Seelen,

die an dem Orte ihrer Missetaten über das Leben des Leibes hinaus ihr verfluchtes Dasein führten ...

Solcherlei Gedanken stürzten mit einem über den Wastl, und es kam ein Flackern in seine Augen und in sein Herz — er hätte schwören mögen: es sei bei dem finsteren Loch im Berg etwas Helles hineingehuscht, als es die nahenden Schritte vernommen habe.

Dann standen sie alle vor der Öffnung. Herr Silvanus tat die Stümpflein der Kerzen aus dem Sack: eines bekam Hanna, eines Agnes für ihre Tapferkeit in der Gefahr durch die Schlange, eines Franz Steinhofer, weil er der älteste Junge war, und eines behielt der Herr Silvanus.

Der Wastl durfte alle anzünden — dabei blies das Herz Sturm, und die Hand wehte in diesem Sturme. Dann mußte er jedes abgebrannte Zündholz in die Höhle werfen, und die Kinder schritten hinter Silvanus durch die finstere Pforte.

Ihre Augen wurden immer weiter. In der brunnentiefen Nacht ertranken ihre Gedanken.

Nach einer Zeit nahm Silvanus die Laterne und gab dem Wastl die Kerze. Er ließ den goldenen Schein an den Wänden und am Grunde hinlaufen und über alles Dunkel, das sich in die Winkel verkroch.

Da ... in einer Höhlung des Gewändes am Boden

lagen etliche weiße Dinge — Silvanus zog sie mit seinem Stock hervor. Es war das Skelett eines Fuchses, der zum Sterben hier hereingeflüchtet war.

Das erste, was die Kinder sagten, als sie ihre Worte wiederfanden, war, daß es viel wärmer in der Höhle sei als draußen im Wald auf dem Kamm, und sie sagten auch: schon beim Hereingehen wäre die Wärme wie ein weiches Tuch auf ihre Gesichter gefallen.

Silvanus antwortete: wenn es noch Sommer wäre, würden sie die Luft in der Höhle als Kälte empfinden; und wenn man einmal im Winter heraufgehen wolle, was wahrscheinlich bei dem Schneetreiben auf dem Gebirge nicht möglich sei, so würde der Raum fast so angenehm sein wie eine durchwärmte Stube.

Als sie lange genug zugesehen, daß garnichts da sei, was ihnen fürchterlich erscheinen könne, leuchtete Silvanus noch einmal an den Wänden umher, und wo er einen Vorsprung entdeckte, ließ er eine der Kerzen hinstellen, so daß die Höhle gleichmäßig von einem roten Licht erfüllt war.

Die Wände waren fast trocken, nur aus einer Stelle der Wölbung rannen in langsam-gleichmäßigem Schlage Tropfen. Es hing dort ein langer Zapfen herab, der im Scheine der Lichter flimmerte als wäre er von Eis. Silvanus zeigte den Kindern, daß der Glanz von der

Nässe käme, daß der Zapfen aus Stein sei und daß ihn die Tropfen in einer sehr langen Zeit — vielleicht in zweihundert Jahren — gebaut hätten.

Genau unter dem steinernen Zapfen ragte ein viel kleinerer aus dem Boden. Silvanus erklärte ihnen, daß dieser aus der gleichen Ursache gewachsen und nur deshalb viel kleiner sei, weil die Tropfen die feinen Teilchen des Gesteins, die in ihnen wären, schon zum Baue des oberen fast alle aufgebraucht hätten. Aber wenn der kleine Quell immer weiter arbeite, würden die beiden Zapfen ganz unsagbar langsam einander zuwachsen und es würde in einigen hundert Jahren an dieser Stelle der Höhle eine Säule stehen.

Die Kinder vergaßen über dieser Entdeckung zu atmen, und ihre Augen standen, ganz voll von dem Wunder, um Silvanus her.

Er hob die Laterne noch einmal bis an das Gewölbe, das er mit seiner Hand berühren konnte, zog sein Messer hervor und schlug leise an den Zapfen. Da gab es einen feinen Klang — fast als schlüge das Messer an Silber; und der Zapfen sah nun auch aus, als wäre er wirklich aus diesem Metalle gegossen.

Dem Brunnenvroneli fiel in der Zeit, da noch der sanfte Klang durch die Höhle lief, ein viel größeres

Staunen in die Augen. Und wie es immer nur den Arm hob und deutete und gar kein Wort über seine Lippen brach, gingen alle Blicke dem Deuten nach.

Es war nichts da.

„Bitte, hebet noch einmal die Laterne, Herr Silvanus!" sagte sie. „Als das Licht ganz hoch war, hab' ich ein Kettlein bemerkt und eine Münze daran!"

Danach sahen sie alle: es hing an einer Zacke eine feine Kette mit einem Blättchen daran, klein wie ein Pfennig und viel dünner geschlagen. Es war eine Münze mit einem Halbmond auf der einen und türkischen Schriftzeichen auf der anderen Seite.

Silvanus nahm den Fund herab und ließ ihn durch seine Finger gleiten. Da sah er, daß es Silber und daß es ein Halskettlein wäre, wie es die Frauen oder Mädchen tragen.

„Das ist gewißlich noch aus dem großen Kriege!" sagte Franz Steinhofer.

„Ja," riefen die anderen, „aus dem großen Kriege! Und es wird nun doch richtig sein, daß noch manche Schätze in der Höhle verborgen liegen."

„Nein," sagte Silvanus; „denn wenn die Kette fast zweihundertundfünfzig Jahre an diesem Platze gewesen wäre, würde sie ganz schwarz sein und das Vroneli hätte sie wahrscheinlich garnicht wahrgenommen. Weil

auch das Gerücht von dem vergrabenen Geld unter den Leuten ist, werden zu anderen Zeiten schon etliche heimlich hergekommen sein, den Grund mit Hacken durchwühlt und alles weggetragen haben. Da die Kette aber noch einen Schimmer des Silbers behalten hat, muß sie vor nicht zu langer Zeit an diesen Ort gebracht worden sein." Dann legte er sie dem Vroneli in die Hand und sagte: „Sie gehört dir, und du darfst sie tragen, bis jemand kommt und den Beweis erbringt, daß er sie verloren habe — was aber kaum jemals geschehen wird. Und nun löschet die Lichter aus, die auf den Steinen stehen; denn wir wollen sie an ihren Plätzen lassen, damit wir sie wieder gebrauchen können, wenn wir später noch einmal heraufkommen sollten."

Als alles geschehen war, gingen die Kinder vor Silvanus aus der Höhle und schritten schnell dem helleren Walde in der Nähe des Tales entgegen.

Als sie auf die kleine Lichtung gekommen waren, die schon ganz nahe bei den Häusern ist und auf der den Tag über die warme Sonne gelegen hatte, setzten sich die Kinder um den Herrn Silvanus an den Rand des Waldes und betrachteten Vronelis Fund und ihr großes Glück. Sie rieten an dem Kettlein herum und dichteten ihm aus ihren erstaunten Herzen und wunderlichen Meinungen heraus eine Geschichte,

die hatte keinen Anfang und flog unter sie und flog fort wie die schimmernden Herbstfäden über die Lichtung.

„Und sie hat auch kein Ende," sagte der Herr Silvanus. „Es ist überhaupt keine Geschichte. Vielleicht kommt einmal das Leben und erzählt uns, was wir nicht wissen."

Sie gingen nun vollends hinab in das Tal und suchten ganz feinen Sand, und Vroneli rieb die Kette mit diesem Sand und dem Wasser des Baches sanft zwischen ihren Händen. Davon ward sie immer weißer, und zuletzt war der matte Schein des Silbers in fast vollkommener Reinheit darüber, und sie war so schön, daß der Hannes die Fäuste in die Taschen vergrub und sagte: „Die kost' nu hundert Taler."

„Nein," sagte Silvanus, „sie ist viel weniger wert. Aber es kommt darauf garnicht an, sondern es sind die wunderlichen Umstände, unter denen sie gefunden wurde, und das Geheimnis ihrer Herkunft, die ihren Wert ausmachen."

Darauf sagte Hannes nichts, sondern der Mund blieb ihm offen stehen, und von seinem Geiste fiel ein Vorhang; denn er hatte den Begriff des Geheimnisses in diesem Augenblicke bis in die tiefsten Gründe erfaßt. —

Weil die violetten Lichter um alle Dinge der Ferne

standen, die vor der kalten Abenddämmerung des Herbstes aufleuchten, gingen sie weiter; und als sie an die Stelle gekommen waren, an der der Fußsteig zur Brettmühle aus dem Walde führte, sagte Silvanus: „Ich habe daheim ein Buch mit sehr schönen Märchen. Wenn es am gleichen Tage der nächsten Woche sonnig und warm ist, wollen wir nachmittags um zwei Uhr auf der Lichtung sein, und wer von euch die schönste Geschichte von dem Vroneli seinem Kettlein erzählen kann, der soll das Buch haben."

Darüber waren alle froh und taten gleich, als wäre das Dichten schon in vollem Gange. Hannes aber, der seinem Urgroßvater ähnlich war, wollte wissen, wer zu entscheiden hätte, welche Geschichte die beste sei.

„Sie muß jedem von uns am besten gefallen," sagte Silvanus.

Dann gaben sie ihm alle die Hand zum Abschied und gingen in ihre Häuser.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist auf der Welt nichts, das den Menschen einsamer mache als Dichten.

Die Kinder sahen sich außer auf dem Schulwege in dieser Woche garnicht, und Hannes, der das Buch des Herrn Silvanus gar zu gern gehabt hätte, merkte zu seinem Verdrusse, daß ihm recht wenig einfiel. Sie

klopften zwar auf den gemeinsamen Gängen über den Kamm manchmal leise beieinander an, aber es kam zu keinem Gespräch über die Sache; nur das eine wußten sie alle, daß Hannes an jedem Nachmittag im Walde verschwand, ohne seinen Aufenthaltsort zu verraten; denn er behauptete: es wäre ein Lärm um die Häuser, nicht zum sagen.

Es hatte sich auch unter den Leuten des Kirchdorfs, und darüber hinaus, herumgeredet, welchen Fund die Brunnenvroneli getan. Aber niemand hatte die Kette, die das Mädchen nun am Halse trug, je bei einem Menschen gesehen — sie dachten durch Geschlechter zurück, aber sie fanden es nicht.

Darüber verging die Woche. Und da der Tag, an dem Silvanus die Kinder auf der Lichtung treffen wollte, sehr schön und warm war, kamen sie zur bestimmten Stunde an den Platz.

Weil das Vroneli dem Kettlein immer am nächsten war, denn es hatte es sogar nachts an seinem Halse und sagte: es hinge für sie sicher ein großes Glück daran — deshalb sollte das Vroneli auch zuerst erzählen.

Sie saßen alle im Kreis am Waldrand auf dem weichen Nadelgrunde, und zwischen der ziehenden Oktoberseide wehte manchmal ein Flöcklein des Wollgrases

über ihnen dahin, oder es fiel das Gold eines späten Finkenschlages aus dem Fichtengrün mitten unter sie.

Da begann das Vroneli:

„Der Brunnen bei Mutters Haus, in dem man nun mit einem Rechen den blitzenden Sand aufwühlen kann, ist vor vielen vielen Jahren sehr tief gewesen. Es haben damals noch gar keine Menschen in der Herrgottswiege gewohnt, aber auf dem Brunnengrunde hat ein Nixenschloß gestanden. Nachts, wenn die Sterne am Himmel und im Brunnen aufgegangen sind, und auch der silberne Kahn des Mondes vor ihr Schloß geschwommen ist, sind die Nixen hineingestiegen und sind auf dem Spiegel des Brunnens umhergefahren. Nun aber ist alles vorbei. Und wo die schönen Frauen einst tanzten auf dem grünen Rasen, gehen in hellen Nächten die Nebel. Die Menschen haben den Brunnen zur Hälfte und das Schloß ganz verschüttet, und die Nixen sind ausgezogen. Von ihren silbernen Kleidern sind Glitzerchen gefallen, die liegen noch heute im Sande. Die Nixen aber wohnen in einem jener Brunnen des Waldes, in die am Tage keine Sonne fällt und des Nachts kein Mond, und manchmal überkommt sie die Sehnsucht nach dem lieben Glanze der Herrgottswiege, und sie schweben als Nebel hernieder, wenn alles schläft, und werfen von ihren schimmernden Klei-

dern den Tau ins Gras. Eine von ihnen ist die Frau des Wasserkönigs geworden, der sein Schloß im Teich eines fernen Landes hat; und weil sie als Nixe nur im Wasser gehen kann und als Nebel auf dem weiten Wege vom Winde vertrieben würde, hat sie einen Zwerg gerufen und zu ihm gesagt: „Lieber Zwerg, in dem Tale, das sie Herrgottswiege nennen, wohnt die Brunnenvroneli, die denkt an mich, so oft sie die silbernen Sternchen sieht, die von meinem Kleide gefallen sind, da ich noch als Prinzessin in ihrem Brunnen wohnte. Selbigem Vroneli könntest du dies Kettlein bringen, das ich damals getragen habe." — „Ja," hat da der Zwerg gesagt, „aber ich darf, wie du weißt, nur in den Gängen der Erde gehen." — „Brauchst du auch nur; denn der Geldkeller ist in der Nähe der Herrgottswiege, darin hängst du das Kettlein auf. Und ich will dem Vroneli in seine Gedanken geben, daß es einmal in die Höhle geht, oder ich will es sonst jemandem sagen, daß er das Vroneli mitnimmt, wenn er hingeht." — „Dann will ich es gerne tun," sagte der Zwerg. Die Nixenkönigin schenkte ihm noch eine silberne Teichrose für seinen Hut, und er machte sich auf den Weg. So ist das Kettlein in die Höhle gekommen, und das Vroneli hat's gefunden und ging damit nach Haus, und sein Märchen ist aus."

„Bravo," sagten alle, die es gehört hatten. Der Hannes aber hüstelte ein wenig und meinte: „Es hat mir auch sehr gut gefallen, aber so, wie es zu Anfang war, hab' ich schon einmal etwas gelesen."

Das hätte garnichts zu bedeuten, sagten alle.

Und nun kam der Brunnenwastl, weil er, dem Kettlein nach, dem Vorneli am nächsten war. Und der Wastl erzählte:

„Wenn das Vroneli, seitdem es die Kette hat, sich nicht den Mund zugeschlossen hätte, wär' mir wohl etwas Gescheiteres eingefallen — da hätt' einer doch einmal ein bißchen in das Vroneli hineinhorchen können. Die Geschichte mit den Nixen hört sich zwar sehr schön an, ob es aber auch wirklich so gewesen ist — wer weiß es? Ja, wenn ich von einem Jungen erzählen sollte, der mit Streichhölzern gespielt hat, dann hätt' ich ein Feuer auskommen lassen, das den ganzen Wald samt der Herrgottswiege gefressen hätt', und der Junge müßte zehn Jahr ins Loch gesperrt werden. Aber ich werde mich schön hüten, etwas von dem Vroneli seiner Kette zu sagen — mit dem Märchenbuche wird's eh nichts, und wenn es das Vroneli hat, leih' ich mir's aus von ihm."

Darüber lachten sie alle, am meisten der Herr Silvanus.

Brettmüllers Hannes aber schob seine Fäuste in die Tasche und meinte: der Wastl wäre garnicht so dumm; denn er — der Hannes — hätte sich sieben Nachmittage abgemüht und sich ein Kopfweh angesonnen. Sogar an den Urgroßvater hätt' er gedacht ... wär's nicht möglich, daß der auf einem nächtlichen Gange das Kettlein im Walde gefunden und, weil er nichts damit anzufangen gewußt, in Erinnerung an die andere Zeit es in den Geldkeller aufgehängt hat? Da nun aber diese Geschichte doch nicht so schön wäre, wie dem Vroneli seine, so wollte er es lieber machen wie der Wastl — „Aus is!" sagte er. „Ich stimme dafür: dem Brunnen-vroneli gehört das Buch, und wir anderen lesen es mit ihm."

Damit waren alle einverstanden, nur der Herr Silvanus meinte, so sollten wenigstens diejenigen erzählen, die's dem Vroneli nachtun könnten.

Das wäre wohl nicht möglich, sagte Hanna Steinhofer; denn das Vroneli wär' ihnen in derlei Dingen über. Es sänne immer so in sich hinein, und wenn es sein müsse, dichtete es das ganze Zwergenvolk aus der Erde herauf und aus dem finsteren Keller im Berge einen lichten Garten Gottes. Jawohl, dazu wäre das Vroneli imstande; man säh' ihm schon an den Augen an: die dunklen Bilder des Brunnens seien in diesen

Augen stehengeblieben; denn sie hätten in der Nacht, die da drunten läge, immer nach Sternen gesucht oder nach Wundern ...

So sagte Hanna Steinhofer zwar nicht, aber so übertrug sich Silvanus ihre Gedanken; denn Hanna war ein kluges und über ihre Jahre reifes Mädchen von großem Ebenmaße aller Gaben des Leibes und Geistes. Und weil er wußte, daß sie es auch in seiner Sprache verstehen werde, sagte er alles, was sie geredet hatte, mit seinen Worten noch einmal.

Dabei saßen die Kinder ganz still um ihn her und wunderten sich, in welch schöne Reden die Gedanken der Hanna sich bringen ließen.

Dann sagte er: „Weil ihr so mit ganzem Herzen und mit all' eurer Klugheit bei dieser Sache gewesen seid, die nun doch etwas sehr Merkwürdiges ist, will ich jedem ein Buch schenken; denn ich habe in dem grünen Wagen sehr viele mit mir geführt, und es sind auch solche darunter, die ihr recht wohl verstehen werdet."

Er übergab dem Vroneli und seiner errötenden Freude das Märchenbuch, und sie gingen alle mit ihm in sein Haus.

Es war zum ersten Male, daß sie in seine Zimmer kommen durften, von denen sie schon gehört hatten,

daß sie sehr schön wären; denn er hatte noch viele Dinge angeschafft, seit er in der Herrgottswiege wohnte, und hatte auch Arbeiter kommen lassen, die im Inneren des Hauses alles nach seinen Wünschen richteten.

Die Buben putzten sich die Stiefel vor der Schwelle so sauber als es möglich war, und die Mädchen, die ihre Pantöfflein anhatten, ließen sie vor der Türe stehen. Sie redeten auch alle nur leise miteinander, und der Wastl, der den Boden stampfte und die Eisen auf den Absätzen trug, weil er die Hockerchen immer rascher herunterlief als die Sohlen — der Wastl ging zum erstenmal in seinem Leben auf den Zehen, was ihm so beschwerlich war, daß er über dieser Mühe die Zunge in den linken Mundwinkel kniff.

Aber die Erwartung, die in ihren Augen stand, war licht und ganz anders als die vor dem finsteren Wunder der Höhle; denn die Frau des Waldarbeiters, die bis dahin täglich in das Haus des Herrn Silvanus gekommen war, um zu stauben und alle Dinge blank zu halten, hatte unter den Leuten herumgeredet, wie glänzend alles bei ihm wäre. Nun hatte sie aber ihr Kindlein bekommen und mußte wegbleiben.

Die Kinder tranken die Freundlichkeit der Stube in ihre Augen, bis sie ganz voll davon waren. Die Sonne fiel durch den Schnee der Vorhänge und fiel auf die

roten Geranien, die auf den Fensterstöcken standen, und fiel auf die weichen Decken des Fußbodens.

Der Wastl traute sich nicht, mit seinen harten Stiefeln auf die Blumen dieser Decken zu treten, bis ihm der Herr Silvanus sagte: das seien Teppiche und dazu hingelegt, daß man auf ihnen gehe.

Es war auch ein Tisch am Fenster, an dem Silvanus schrieb und auf dem sehr viele Papiere lagen; und waren Bilder an den Wänden, Wälder und Berge waren darauf gemalt und auf einem die Steppe in Ungarn in ihrer violetten Blüte, von der Silvanus den Kindern erzählt hatte, daß dort die Heimat jener Silpa sei, die vordem im Hause gewohnt habe.

Und es war eine ganze Wand für das Regal mit den Büchern da — die sahen die Kinder vor lauter Schauen nicht; denn es lagen so viel und in ihrer Fremdheit umso herrlichere Dinge auf den Tischen, daß man bei jedem sich überlegen mußte, wozu es dem Herrn Silvanus diene.

Hanna und Vroneli aber dachten noch etwas anderes und waren froh dabei, daß keiner ihre Gedanken sehen konnte. Sie wußten auch nicht voneinander, daß ihnen beiden ganz das gleiche eingefallen war, nämlich: warum der Herr Silvanus in diesem Hause keine Frau habe.

Davon hatten die Leute auch schon geredet, aber diese Reden waren an den jüngeren Kindern vorübergelaufen.

Danach legte Silvanus eine Reihe Bücher auf den Tisch und sagte von jedem, was darin stände — dieses sei eine Weltgeschichte, und es würde darin von dem großen Kriege erzählt, weshalb Franz Steinhofer daran Gefallen finden müsse; dieses sei ein Geschichtenbuch für Buben, das wollte der Hannes haben. Und der Brunnenwastl sagte, er möchte am liebsten eins, in dem von Feuer erzählt würde oder davon, was ein Junge alles mit einem Taschenmesser beginnen könne. Der Wastl wollte nämlich nur wissen, ob das Buch auch so viel erzählen könne wie er.

Es wurde für jeden eins; denn es war keines unter diesen Kindern, das am liebsten alle die Bücher des Herrn Silvanus der Reihe nach durchgelesen und also sehr viele Wünsche gehabt hätte — das Vroneli ausgenommen, dem so etwas schon zuzutrauen gewesen wäre. Dieses hatte sich aber bescheiden gelernt in allen Dingen; denn es war von seinem dritten Jahre Kindsmagd und von seinem elften Melkerin im Haus am Brunnen gewesen. Über diesem Hause lag der Schatten des Todes seit zehn Jahren, und wollte nicht recht Tag werden darin, seit der Himmel jene Flamme aus der Hand

hatte fallen lassen. Und das Vroneli hatte sich so einrichten gelernt, daß es meinte, von dem Buche, das es sich mit seiner Geschichte verdient hatte, ließe sich soviel zehren, daß es davon noch zu geben hätte, wenn es Großmutter geworden wäre.

Hanna legte dem Vroneli ganz vergessen den Arm in den seinen, als auch sie ihr Buch bekommen hatte, und Silvanus sagte: wenn einem das Geschenk nicht gefiele, so solle er es nur wiederbringen und gegen ein anderes eintauschen.

Darüber trat wieder das Erstaunen auf alle Gesichter, das dem Herrn Silvanus sagen sollte: etwas, das mit so großer Liebe empfangen würde, sei in jedem Fall unsagbar schön.

Dann gingen sie alle fort — auch der Herr Silvanus. Er ging bis zuletzt mit Hanna und redete mit ihren Eltern: ob das Mädchen nicht an jedem Tage gegen das gleiche Entgelt zu ihm komme dürfe, das die Frau erhalten habe?

Daran wurden beide froh und sagten: es wäre ein großes Glück für Hanna; denn sie werde in dem anderen Hause Dinge lernen, zu dem sie daheim gar keine Gelegenheit hätte. Und Hanna selber stand in ihrem Glück wie ein roter Mohn im wogenden Sommerfelde.

So war war nun der Weg gefunden, der Silvanus in die Herzen der Menschen führte. Auf beiden Seiten war der Wunsch, dem anderen so viel Liebes zu tun, als die Tage forderten, und Silvanus nahm sich fortan aller Dinge an, die das Schicksal im Leben diese rLeute aufgehen ließ, als wären es die seinen.

Zu der Zeit, in der auch im Innern des Nußbaumhauses alles getan war, wozu fremde Arbeiter gedungen worden, redete sich aus dem Pfarrdorfe manchmal eine erstaunte Frage unter die Leute, ob der Herr Silvanus wohl gar ein Halbnarr sei, weil er oft tagelang an seinem Schreibtische säße und Bücher abschreibe.

Da sie aber zur Gewißheit gelangten, daß er ihnen weder gefährlich sei, noch daß er sonst eine Wunderlichkeit als die seiner „Kopfarbeit" besäße, fanden sie sich auch damit ab, und zuletzt grüßten sie nicht einmal den Herrn Pfarrer mit so leuchtenden Augen wie den Herrn Silvanus. Was aber nicht verwunderlich ist; denn der Herr Pfarrer hatte da und dort nach dem Rechten zu sehen.

Hanna Steinhofer kam nun an jedem Tag ins Nußbaumhaus, und schon kurze Zeit danach meinten die Leute den Wandel zu sehen, der mit ihr vorginge.

Silvanus zeigte ihr alles, was sie zu tun hatte; sie befragte sich auch bei der Frau, die vordem dagewesen

war; es erwies sich aber, daß Hanna viel geschickter für die neuen Pflichten sei, denn sie hatte leichtere Hände; und weil sie jünger war, gewöhnte sie sich so in die Gepflogenheiten im Hause und in die Wünsche des Herrn Silvanus, daß ihr schon in wenigen Tagen nicht nur alles geläufig war, sondern so, als gehöre sie mit zu den Dingen, die dem Nußbaumhaus unentbehrlich waren. Sie konnte sich auch gar keine Zeit denken, in der sie einmal nicht mehr darin sein würde.

Hanna trug dem Herrn Silvanus vieles aus dem Dorf herüber, was im Hause nötig war. Vieles ließ er sich mit der Post schicken, weil er es entweder garnicht, oder nicht so gut bekommen hätte — Hanna brachte auch die Postsendungen auf ihrem Gange von der Schule mit; denn der Postbote war nicht gewöhnt, in die Herrgottswiege zu kommen.

Es waren im Nußbaumhause seit dem Anbau fünf Zimmer, eine Küche und ein Bad, dessen Silvanus an jedem Tage bedurfte. Dies Bad war dasjenige Ding gewesen, darüber den Leuten ein ganz Pfiffiger den Gedanken eingegeben hatte: mit dem Herrn Silvanus müsse es doch wohl einen recht beträchtlichen Haken haben; denn jemand, der in der Stadt wohnen könne und dennoch in die Herrgottswiege ziehe, sei vielleicht nur ein Sonderling; wenn er aber ein Bad ans Haus

baue, so könne es dafür keinen andern Grund geben, als daß er sein weit vorgeschrittenes Narrentum darin ersäufen wolle.

Es war durch eine sinnreiche Einrichtung ein Quell, der vordem sein schmales Wässerlein den Fichtenhang hernieder in den Bach getaut hatte, an seinem Ursprung in ein Becken gefaßt und durch den Anbau geleitet worden, in dem sich Bad und Küche befanden. Die Anordnung der Räume war so, daß im unteren Stockwerke das große Schreibzimmer rechts vom Flur, zwei kleinere Zimmer links davon lagen; hinter diesen war die Küche. In dem vorderen nahm Herr Silvanus seine Mahlzeiten; das zweite stand leer, wie auch das eine der Schlafzimmer, die beide im Obergeschoß lagen, wo auch das Bad über der Küche war.

Hanna hatte sich ihre Arbeiten so eingeteilt, daß sie in jeder Woche das ganze Haus säuberte, an jedem Tag einen Teil. Sie durfte sich alles richten, wie es ihr bequem erschien, und Herr Silvanus hatte ihr schon am ersten Tage gesagt: sie möge nur alles nach ihrem Gutdünken ordnen und nicht um jedes Ding fragen. Solange er sie gewähren lasse, sei er mit allem zufrieden.

Als einige Zeit vergangen war und Hanna sich so gezeigt hatte, daß an allen ihren Vornahmen garnichts zu tadeln war, zeigte er ihr auch um die Bücher, wie

er es haben wollte. Sie lernte jedes an seinen richtigen Platz einordnen, das Silvanus auf dem Tische hatte liegen lassen; sie wußte auch, daß er die aufgeschlagenen gerade so finden wollte, wenn er sich wieder zu seiner Arbeit setzte. Und die Bücher, die vordem wie eine Versammlung ganz fremder Menschen vor ihr gestanden hatten, wurden ihr mit jedem Tage vertrauter und hatten ihr nun alle etwas zu sagen.

Darüber war der Winter gekommen.

Seit Mitte November lag eine dichte Schneedecke über Wald und Feld, und weil kein Sturm geweht hatte, standen die Fichten immerfort in ihre Winterpelze gehüllt, aus denen kaum ein Ast herausragte. Es war in diesem Jahr auch nicht so, daß alle Türen und Fenster des Himmels sich zugleich aufgetan hatten und die Massen des Schnees daraus hervorgeschüttet wurden, sondern es war ein stilles weiches Schneien gewesen, das durch viele Tage gewährt hatte.

So weit man aus dem Tore des Tales in die Welt sehen konnte, schritt in dieser Zeit nie ein Mensch durch die weiße Einsamkeit des Winters, und es trat auch nie ein Wild aus dem Schutze der Wälder; denn die Fichten halfen der Erde die Last des himmlischen Silbers tragen, deshalb hatte der Wald viel eher eine Handvoll dürres Gras oder Moos.

Auf dem Kirchsteige ward in diesen Tagen durch die Schulkinder eine Furt getreten, ganz schmal, so daß eines hinter dem anderen gehen konnte, und an jeder Seite war ein Mäuerlein aus Schnee gewachsen, auf denen der Wastl hie und da einen langen Strich mit seinem Zeigefinger gezogen hatte. Die Kinder gingen den Schulweg immer gemeinsam. Die Mädchen trugen nun Bubenstiefel mit Schäften an den Füßen, und alle hatten die Köpfe so eingehüllt, daß nur die Augen aus dem wollenen Schutze hervorlugen konnten; über den Schultern lag ihnen das Band, an dem die blauen gewirkten Fäustlinge hingen.

Und in diesen Tagen des ruhevollen Schneiens führten sie außer den Ränzlein noch etwas mit, das waren die kleinen Schlitten: zwei spannenlange Kufen und ein Brett, das eine knappe Sitzgelegenheit bildete. Die Schlitten schleppten sie an einem Schnürlein hinter sich zu Berge, ließen sie vor dem Kamm in Reih und Glied auf dem Schnee stehen und glitten am Nachmittag auf der Furt, die früh ihre Füße getreten hatten, zu Tale.

Die Mitte des Weihnachtsmondes war über allem herbeigekommen. Der Himmel lag in grauer, schwerer Wintereintönigkeit so tief über dem Walde, daß die Fichtenwipfel daran rührten. Manchmal setzte das stille Schneien ein und verlor sich wieder; auf die dichte

Decke des Schnees legte sich eine Schicht um die andere, und jede war aus weichen Federn bis zu der untersten; denn wiewohl es die Zeit des zunehmenden Mondes war, hatte sich doch noch kein klirrender Frost in die Welt geworfen, sondern es schien, als hätte der sich in den grauen Netzen der Wolken gefangen.

Einmal waren die Kinder wieder ihren Weg gegangen. Als sich die Tore des Waldes hinter ihnen geschlossen hatten, rollte im Westen eine blaue Finsternis empor, schob sich unter das starre Grau des Himmels und fiel auf den Wald, als wollte sie alle Luken in seinem Dache verstopfen.

Die Kinder stapften hindurch und hatten die Augen auf dem Pfad im Schnee; nur das Vroneli sagte einmal: es würde immer schummeriger, und wäre garnicht, als gingen sie dem Tag entgegen. Aber sie schritten ihres Wegs.

Als sie an die Stelle gekommen waren, an der sie ihre Schlitten aufstellten, hörten sie ein Rauschen; die Wipfel erwachten, und das feine Silber des Schneestaubs wirbelte zwischen den Stämmen daher und warf sich über die Kinder.

„Kommst eine Stunde zu spät, du Sturm!" schrie der Brunnenwastl in den wildgewordenen Wald — „nun sind wir schon auf dem Wege!"

Sie zogen die Enden ihrer Schals fester und drängten sich durch das Brausen und Stieben. Als sie aus dem Walde traten und das Dorf vom kahlen Hange aus liegen sahen, merkten sie: es schneite nicht, sondern es war nur das Blasen des Kammwinds, das den flimmernden Staub so fest in ihre Kleider geworfen hatte. Es war auch viel stiller an dieser Seite des Gebirges; nur ein hohes Pfeifen war in der Luft.

Die Kinder gelangten ins Dorf und gelangten in die Schule. Die blaue Finsternis schlich hinter ihnen her und hing sich vor die Fenster der Schulstube. Da mußten sie ihre Federn und Bücher zur Seite legen, und der Lehrer erzählte.

So schön war es noch nie gewesen, und wurde noch viel schöner, als durch das halbe Licht die schwarzen Punkte der Flocken wirbelten, nach denen die Augen nur durch die oberen Scheiben der Fenster hinlugen konnten.

Auch um diese Fenster pfiff nun der Wind.

Als die Schule aus war, rannten die Kinder mit gekrümmten Leibern in ihre Häuser. Die aus der Herrgottswiege fanden sich zueinander, und das Trüpplein schob sich ein Stück des Wegs durch das halbe Licht und den gröhlenden Sturm.

Die Brettmüllerischen waren die ersten, die umkehrten — sie blieben im Dorfe bei dem Paten, sagten

sie. Hanna Steinhofer mußte noch etliches für den Herrn Silvanus beschaffen, mußte auch auf der Poststelle fragen, ob Briefe daseien, und weil sie außer ihrem Ränzlein den Korb zu tragen hatte, hielt der Brunnenwastl sein Versprechen vom Morgen und ging mit ihr.

Vroneli und Franz Steinhofer, da sie sich fast bis zum Waldrande geschoben hatten, meinten nun auch, es wäre am besten sie kehrten um, sie würden die Hanna und den Wastl schon treffen. Vroneli, weil sie keinen Paten im Dorfe hatte, trieb vor dem Winde zurück in die Schule und half der Frau Lehrerin, bis das Wetter sich bessern würde. Franz Steinhofer wußte seinen Unterschlupf auch.

Dann war gar nichts Lebendiges mehr auf der Straße als der Sturm und das Schneien, und diese beiden wurden immer wilder.

Es war aber doch noch jemand da, nämlich Hanna und das Büblein vom Brunnen, die auf dem Steige gegen den Kamm hin sich mit dem Sturm herumschlugen.

„Es ist ganz fein," sagte der Wastl, „und es ist gut, daß wir gegangen sind. Im Walde wird's schon leichter, und auf unseren Schlitten fahren wir darunter hinweg."

„Ja," sagte Hanna. „Und ich wäre gegangen, auch wenn du nicht mitgekommen wärest; denn ich habe vier Briefe für den Herrn Silvanus im Korbe, ich habe ein Brot, Semmel und ein Stück geräuchertes Fleisch, auch ein Bund Kerzen. Es ist im Nußbaumhause nur noch ein Stück Brot dagewesen, weil der Brettmüller in dieser Woche nicht in die Mühle gefahren ist."

Der Sturm zerrte Hanna das Tuch vom Gesicht, als wollte er sehen, was darunterstecke. Wastl wickelte sie wieder fest ein, und sie kämpften sich vorwärts.

Das Dorf lag nun unter ihnen in dem jagenden Schnee, und die Dächer und hohen Pappeln, das entlaubte Geäst der Obstbäume und Erlen standen in dem Fliegen und Wirbeln als wunderliche Schatten.

Endlich kamen die Kinder an den Wald. Aber es war nicht stiller zwischen den Stämmen; denn der Sturm schlug gegen die Breite dieser Bergseite, und es ward nun, als stiege das Schneien aus der Erde.

Es war auch alles anders als früh: das weiße Dach war abgedeckt, lag in Stücken im Wald umher oder war in Staub zerschlagen und fortgewirbelt. Die Stämme, die es als silberne Säulen getragen, hatten windseitig einen Bewurf aus weißem Schaum; die Wipfel wühlten und quirlten, als hätten sie diesen Schaum zu schlagen. Die Stämme ächzten und der

Sturm brüllte. Es war gerade, als hätte er sich das Stücklein Gesicht ersehen, das unter dem festgebundenen Schal in den wilden Tag lugte; denn immer nach einer kleinen Zeit konnte weder Hanna noch der Bub auch nur den Weg erspähen, weil die Luke verweht war. Der Wastl aber war guten Muts und sagte: „Es schneit einem hinter die Scheuleder."

Hanna antwortete nicht; denn wiewohl sie nebeneinanderschritten, riß ihnen der Sturm das Wort von den Lippen und wirbelte es davon, daß sie nichts voneinander hörten.

Als sie an die Stelle gekommen waren, an der die Schlitten standen, erschraken sie; denn es war nicht ein einziger mehr da. „Franz und Vroneli haben sie mitgenommen, weil sie gedacht haben, es komme ihnen keiner nach," sagte der Knabe. — „Nein," schrie ihm Hanna ins Ohr, „sie sind verweht und unter dem Schnee begraben."

Sie schauten sich um, ob sie an dem Platze seien, und erkannten nun, daß der Waldgrund ganz anders aussah. Die Stelle war die richtige, aber wo früh noch die gleichmäßige Decke des Schnees gelegen hatte, waren Berg und Tal gewoben, ja es waren so hohe Mauern gebaut, daß sie an einer Stelle bis an die Äste der Fichten reichten.

Der Knabe fing an, mit seinem Stiefel im Schnee zu wühlen und grub nach einiger Zeit einen Schlitten heraus. „Weißt du," sagte Hanna, „wir lassen sie, wo sie sind; denn wenn wir im Fluge in einen solchen Schneeberg fahren — wie wollen wir denn wieder herauskommen?"

„Ach," rief Wastl, „hast du nicht Eisen auf den Stiefeln zum Bremsen?"

„Du kannst ja oft nicht zehn Schritt weit sehen," sagte Hanna. „Komm wir gehen."

„Ja," sagte der Bub, „wir gehen; denn von der Furt, auf der wir gleiten könnten, wird auch nichts mehr zu merken sein."

Sie trabten ein Stück vorwärts, und da sie die Furt nicht fanden, nahmen sie den Korb zwischen sich und liefen weiter. Nur an dem Stande der Waldbäume konnten sie erkennen, daß sie auf dem Wege waren. Bald war eine Strecke weit aller Schnee fortgeblasen und sie schritten wie auf harter Erde. Dann wälzte sich wieder ein Flug Nebel daher, der Wald brauste als wären alle Geister der Luft losgelassen, und der Sturm war Schneestaub. Dann wurde der Grund weicher, sie sanken bis an die Knie ein — vorwärts! Das kalte Silber jagte ihnen in die Augen — vorwärts! Der Schnee vor ihnen wuchs, sie schleiften den Korb durch

die stiebenden Massen dahin — vorwärts! „Hanna," schrie der Knabe, „Hanna!" Das Mädchen hatte sich den Schal vom Kopfe gerissen und zog nun am Korb und am Wastl. „Hanna, es geht nicht mehr!"

„Komm! Komm!" schrie sie; denn die Angst war in sie gefallen wie ein Feuer vom Himmel. „Komm, eine Schneemauer ist nie breit!" Aber sie war hoch, und war so hoch, daß die Kinder sich mit ihren Leibern Bahn schaffen mußten. Dann kamen sie hinüber, und es war nun wieder eine Strecke guter und harter Weg.

Bald schlug sich eine neue Wehe quer vor ihnen durch den Wald, und als sie hineingeschritten waren und als der Schnee sich tiefer und tiefer um sie legte, sagte auch Hanna: „Nein, es geht nicht mehr, es geht wirklich nicht mehr!" und sie sank in den weichen kalten Flaum.

Darüber kam ein furchtbares Entsetzen in die Augen des Knaben; denn er sah, wie der Schnee über ihr zusammenschlagen wollte. Er faßte sie am Arme: „Du mußt auf!" schrie er, „in ein paar Minuten bist du zugedeckt."

„Es geht nicht mehr."

Da — gleichsam als sähe er nun erst die Gefahr, in die sie hineingelaufen waren, und als sähe er die Nähe des Todes, der weiter von Kinderaugen steht als

die Sterne — da faßte er sie an den Füßen und zerrte sie mit ihrer bleiernen Müdigkeit hervor. „Wir können noch, liebe Hanna," sagte er; „laufen können wir noch; wir wollen immer an der Schneewand entlanggehen, dann wieder bis zur nächsten, und wieder um diese herum — wenn wir nicht wieder bis unter die Arme hineinsinken, kommen wir auch nach Hause."

Aber Hanna lag neben ihm als wäre sie tot. Da sprang er auf und zog sie mit seiner erlöschenden Kraft empor. Sie rieb sich den Schnee aus den Augen — „Es ist garnicht kalt," sagte sie.

„Komm, wir wollen an der Wehe entlanglaufen."

Da fingen sie an zu laufen, aber nach wenigen Sprüngen sagte Hanna: „Ich habe ein glühendes Eisen im Halse, und ich kann wirklich nicht mehr. Wir wollen uns einen Platz suchen, an dem wir uns hinsetzen können. Merkst du nicht, daß die Nacht kommt?"

Da tat der Junge einen lauten bangen Schrei —

„Rufe du," sagte Hanna, „ich kann nicht mehr stehen . . . ich kann garnichts mehr . . . nur schlafen, glaub' ich."

Und der Knabe legte seine Hände an den Mund und schrie seine Furcht in den Sturm. Aber der Sturm zerstampfte den Ruf.

„So will ich laufen und Leute holen, liebe Hanna!"

„Wenn du auch noch fortgehst, sterbe ich," sagte sie. „Und wenn dich die Kräfte vollends verlassen . . . du weißt nicht, wie einem ist. Ich hab' es auch nicht gewußt bis zu dieser Stunde. Mir ist, als liefe all mein Blut in den Schnee."

„Weißt du," sagte Sebastian nach einer Weile, „so wollen wir etwas von dem Herrn Silvanus seinen Semmeln nehmen und von seinem Fleische, dann bekommen wir wieder Kräfte." Und da er nach seinem Messer in die Tasche griff, fühlte er die Streichholzschachtel . . . „Hanna," schrie er, „Hanna, wir kriechen in den Geldkeller!" Er suchte in dem dämmerigen Licht, er lief ein Stück am Hang empor — „Es ist garnicht weit, und du mußt mit, oder wir müssen hier erfrieren!"

Es war wirklich schon die Nacht, die zwischen die Stämme des Waldes fiel; denn die Kinder waren fast drei Stunden unterwegs und hatten das Maß der Zeit verloren über der Mühsal ihres Kampfes.

Da richtete sich Hanna empor, und sie nahmen den Korb wieder in ihre Hände und kletterten am Hange dahin. Es ging nun alles wieder leichter, so leicht, daß Hanna vor dem schwarzen Schacht der Höhle stehen blieb und dachte, ob sie ihren Weg doch nicht lieber zu Ende gehen wollten; denn das heimliche Grauen vor der Finsternis des Grabes kam in sie. Aber, als hätte er

ihre Gedanken erraten, riß der Knabe das Wachstuch von dem Korbe, riß die blaue Hülle von den Kerzen, kroch in die Öffnung der Höhle, die vom Schnee beinahe geschlossen war, und zündete zwei Lichter an.

Hanna lehnte gegen den verschneiten Stein neben dem Eingang und ließ die hellen Brünnlein der Flammen in ihre Augen rinnen. Als wäre warmes Leben darin, ging dieses Lebens selige Freude durch ihren Leib — so mag es einer Blume sein, die nach dem harten Winter in die Sonne des Frühlings erwacht —

„Es ist gut, es ist nun alles gut," sagte sie. Dann schritt sie auf den Knaben zu, nahm ein Licht aus seiner Hand, und sie gingen vollends in die Höhle.

Sehr große Furcht und sehr große Freude stehen einandernahe; denn beide verbrennen mit ihrem fliegenden Feuer das körperliche Leid, wenn auch häufig nur für eine kurze Dauer; aber es sinkt als morscher Zunder gleichsam in Stücken herab und läßt die seligen Schauer der Erlösung in die Seele rinnen, aus denen die freundliche Blume der Hoffnung wächst. —

Hanna hatte zwar vorhin zu dem Knaben gesagt: „Wenn du fortgehst, so muß ich sterben," und der Knabe hatte seine Bangigkeit in den Wald geschrien, so laut er konnte, aber so junge Augen sehen die Gefahr des Todes doch niemals in voller Klarheit; denn

es fehlt ihnen, selbst am Rande des grauenvollen Abgrundes, die Erkenntnis von der Brüchigkeit des Lebens, weil sie vor lauter Blühen zu garnichts anderem kommen. Ahnungen des Todes haben erst Raum im Herzen, wenn das Sterben schon begonnen hat — nicht das Sterben des Leibes, sondern das Sterben der Hoffnungen, das Verblühen des Glücks, das sanfte Loslösen von der Liebe, das Aufgeben der Wünsche... durch jede Lücke schaut das Auge an Grenzen, darüber die Schatten des großen Schlafes liegen.

So waren denn auch die übrigen Kinder aus der Herrgottswiege nicht über den Kamm des Gebirges gegangen, weil sie etwa gedacht hätten, drüben stehe der Tod im Schnee — ja es war nicht einmal so sehr das Gefühl der Mühsal des Abstiegs gewesen, das sie zurückschrecken ließ, sondern vielmehr die Freude an der Zerstörung des Gleichmaßes dieser grauen Winteralltäglichkeit, die sie lockte; denn in den anderen Häusern wurde von anderen Dingen geredet, und es waren darin andere Dinge zu sehen.

Als am Nachmittag im Dorf alle wußten, Hanna und der Bruder des Vroneli seien über den Berg gegangen, bereitete ihnen diese Botschaft ein großes Vergnügen; denn sie kannten die Wildheit des Sturmes auf der anderen Seite nicht und meinten, sie wären

schon hundertmal gegangen und es wäre damals auch nicht besser gewesen als heute. Es kam gar niemanden in den Sinn, daß eine Gefahr für das Leben der Kinder hinter dem Kamme lauern könne. Und es hatte in Wahrheit im Bergwald wohl auch hundertmal genau so ausgesehen wie an diesem Tage, nur waren die Dinge zu anderen Zeiten nicht in der gleichen Weise zusammengetroffen. Entweder das Ungestüm des Wetters war in der Nacht losgebrochen und die Kinder waren am Morgen garnicht zur Schule gegangen; oder, wenn sie doch gegangen waren, hatten sie die Schneemauern gesehen, die in der Nacht gewachsen, und waren davor umgekehrt und dann so lange aus der Schule geblieben, bis sie selbst, oder der Regen, oder die Sonne, die Furt wieder hergestellt hatten. Oder sie waren auch schon viele Male in einem ebenso wilden Sturm unterwegs gewesen, aber es hatte nicht ein meterhoher Flutterschnee im Walde gelegen, den ein Kind mit dem Hauche seines Mundes aufwirbeln konnte, sondern der Frost hatte zu anderen Zeiten in die weiße Decke gefroren, daß sie mit ihren Füßen darauf gehen oder mit ihren Schlitten darüber hingleiten konnten.

Es war auch schon so gewesen, daß sie sich Stufen in die glitzernden Mauern gestampft hatten, auf denen

sie lachend herüber- und hinübergingen, aber diese Mauern waren, wenngleich so hoch, noch niemals so weich gewesen; denn sie waren nicht erst vor einer Stunde zusammengeweht worden, und die Federdecke des Schnees war auch niemals vorher zu einer Zeit in ein einziges gewaltiges Wirbeln gekommen, in der gerade zwei Kinder durch den Wald gingen. Diesen Kindern warf der Sturm die Augen voll silbernen Staub, und sie hatten sich schon müde gekämpft und getragen, als sie ihre höchste Kraft hätten einsetzen müssen.

Die Eltern in den Häusern des Tales dachten: sie sind alle im Dorfe geblieben; und die im Dorfe meinten, als die Nacht in den Nachmittag sank und der Sturm in Stößen gegen die Wände und Dächer fuhr: die beiden sind nun längst daheim.

So war weder hüben noch drüben Sorge.

Nur der Herr Silvanus stand in der Dämmerung an einem Fenster des Nußbaumhauses und wartete, ob sich die fliegenden Schleier des Schnees und der Nebel einmal heben möchten und Hanna daraus hervorschreite.

Er hatte den Tag über am Schreibtische gesessen, nun aber die Dämmerung früher fiel als sonst und Hanna immer noch nicht gekommen war, ging er in den Steinhof.

Die Steinhoferleute sahen ihn erstaunt an, als sie seine versorgten Fragen hörten und sagten: es sei von Urväterzeiten her so, daß jeder im Dorfe bliebe, der in seinen Geschäften von einer sehr finsteren Nacht oder von einem Wetter überrascht würde, und daß die Kinder bei ihren Paten und Bekannten Unterkunft fänden, sobald ein Tag über den Berg bräche, wie der heutige.

Silvanus sagte darauf weiter nichts, weil sich ja auch die Eltern mit diesen Dingen abgefunden hatten. Überdem war die Nacht gekommen, und als er sich zum Gehen anschickte, nahm die Steinhoferin die Sturmlaterne vom Wandbrette, zündete sie an und gab sie ihm mit auf den Weg.

„Sie können ohne Licht den Steig nicht finden," sagte sie; denn das landesübliche „Ihr" wandten sie Silvanus gegenüber schon längst nicht mehr an, wiewohl sie so vertraut miteinander waren, als es bei der Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer Bildung sein konnte.

Es war im Steinhofe von nichts anderem geredet worden, als von der Furchtbarkeit des Sturmes. Aber alle Kenntnis der Umstände reichte bei dem Bauer doch nicht hin zur Vorstellung des Bildes, das der obere Wald um diese Zeit bot. Es werde viel Windbruch sein, sagte er, und es werde auch Schneemauern ge-

zogen haben — dabei sei ein Glück, daß den Tag über sehr wenig Neuschnee gefallen sei, der sonst leicht zu Bergen zusammengeweht worden sein könne. So viel der Steinhofer aber erzählte, er vergaß immer die Fülle des weichen Schnees, die vor diesem Tage gewesen war, und er ahnte nicht, daß gerade im Walde, von dem er gesagt hatte, die Stämme brächen den Sturm, das Gestöber am wildesten gefegt hatte.

Danach ging Silvanus fort. Sie sahen vom Steinhofe das Flämmlein in der Laterne durch das Tal schreiten, schlossen die Läden und ließen Sturm und Nacht daran vorübersausen.

Silvanus aber schritt in seinem Zimmer hin und her und horchte auf, wenn der Wind an den Läden rüttelte; denn er dachte, es müsse Hanna sein, die nun doch noch gekommen wäre. Er dachte über alles nach, das er zuvor mit ihr geredet hatte, und dachte an den Eifer, mit dem sie die kleinste Pflicht erfüllte, und er hörte das Klopfen seines Herzens, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ.

Er trat vor das Haus und sah, daß es nun nicht mehr so finster war als vorhin; denn der Mond wurde am nächsten Tage voll, und sein Licht sickerte durch die flatternden Wolken.

Er ging wieder hinein, zog ein Buch aus dem Re-

gal und begann zu lesen. — Da war aber wieder das Schlagen in seiner Brust, das seine Gedanken scheuchte. Und sie irrten durch den Wald, immer den Weg nach dem Kamm entlang; sie kamen auch an die Höhle ... Aus der Bangigkeit wurde Sorge, aus der Sorge Furcht und aus der Furcht die Ahnung einer ganz schrecklichen Gewißheit: irgendwo liege Hanna in der Wildheit dieser Nacht, und der Sturm wehe das weiße Tuch des Todes über sie, oder die Kälte erstarre ihr Blut und bräche die blauen Blumen ihrer Augen.

Er erwog hundertmal, daß diese Ahnung ein Gaukelspiel seiner erregten Phantasie sei; er suchte das Feuer zu beschwichtigen, das in ihm brannte, indem er sich sagte: sie sitzen alle in ihren Häusern hinter verschlossenen Läden und horchen mit heimlicher Freude in den Sturm — wenn nur der Schatten einer Furcht für ihre Kinder in ihnen wäre, würden sie nicht mit fliegenden Lampen den Wald durchsuchen?

Er sagte sich's hundertmal, und ging dennoch wie im Traum in die Küche und füllte eine flache Flasche mit rotem Wein. Er steckte das Stück Brot zu sich, das noch da war; er nahm alles mit, von dem er meinte, daß es in der Gefahr, der er entgegenlaufen wollte, von Nutzen sein könne. Er suchte die Stiefel hervor, die bis zu den Knien reichten; er ließ Hut und

Mütze am Nagel hängen und hüllte sich den Kopf in einen Schal, der so lang war, daß er ihn um die Brust schlingen und über den Hüften binden konnte. Er ging in den Schuppen, der hinter dem Hause lag, und suchte eine Schaufel. Er befestigte die Laterne vorn an seinem Leibe und steckte noch eine Kerze zu sich. Dann nahm er den Stock mit der Eisenspitze, löschte die Lampe im Zimmer aus und schritt hinein in die Nacht. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um diese Stunde — als hätte sie die Sturmglocke dieses fernen Herzens aufgeweckt — standen die Kinder in der Höhle und schüttelten sich das Frieren aus den Gliedern.

„Der richtige Mensch braucht drei Dinge," sagte Wastl zu Hanna, „ein Taschenmesser, eine Streichholzschachtel und eine Uhr; denn warum? Wenn ich noch die Uhr gehabt hätte, wären wir nicht bis in die sinkende Nacht in Wald und Schnee umhergetappt, sondern hätten uns früher auf die Höhle besonnen. Wir hätten dann eine Weile ausruhen und dabei essen können, danach wären wir durchgekommen."

„Ja," sagte Hanna. „Aber vielleicht hätten wir garnicht an die Uhr gedacht — überleg dir doch nur, wie schrecklich es war."

„So schrecklich, daß wir nicht einmal Zeit hatten,

an die ganze Wildheit zu denken, die um uns war, und das ist wieder ein großes Glück gewesen; denn sonst hätten wir uns in den Schnee gesetzt und geweint."

„Vielleicht," sagte Hanna . . . „So warm, als ich gedacht hatte, ist es nun doch nicht in der Höhle. Aber wir können nicht erfrieren — und wenn wir bis morgen hier bleiben müßten."

„Du mußt die Arme so um dich schlagen, Hanna, wie es die Holzhauer tun, weißt du, so."

Dann schlugen sie die Arme um ihren Leib, daß die Flammen der Kerzen wehten.

„Bis morgen — das wäre furchtbar."

„Was glaubst du denn, Hanna — denkst du nicht, daß es schon längst Nacht ist?"

Da sah sie ihn mit entsetzten Augen an.

Sie hatten, als sie in die Höhle gekommen waren, gleich alle Lichtstümpfe angezündet, die sie damals auf die Vorsprünge im Gestein gestellt hatten. Weil die Dochte feucht geworden waren, schnitt der Wastl von jedem ein Stück ab und legte am Docht ein neues Zünglein frei.

„Es ist nun so schön wie in der Christnacht," sagte Hanna.

„Wenn ich keine Streichhölzer gehabt hätte —"

wiederholte der Knabe ... Aber bis an die Tore des Todes konnte er auch jetzt noch nicht denken, weil er nicht wußte, daß der Weg, zu dem die Menschen in der Herrgottswiege gemeinhin siebzig oder achtig Jahre brauchten, auch in einer Sekunde zu durchmessen sei.

Dann hatten sie von dem Fleisch und von den Semmeln gegessen und darüber geredet, wie sie dem Herrn Silvanus schon alles erzählen wollten, und daß er dann ganz gewiß nicht böse sei. Und weil sie Durst bekamen und nach dem Rauchfleisch der Durst immer brennender wurde, leuchtete sich der Knabe zu dem Ausgange und trug eine Handvoll Schnee herbei. Den ließen sie langsam auf dem Feuer zergehen, das in ihrem Munde glühte.

Die Stümpfe der Kerzen waren nun herabgebrannt, und Wastl sagte: „Weißt du, ich stecke neue Lichter auf! Wir haben außer den beiden, die wir genommen haben, noch zehn. Ob uns der Herr Silvanus deswegen schilt?"

„Wir können morgen früh, wenn wir in die Schule gehen, ein neues Paket kaufen. Ich bringe das Geld am nächsten Tage dem Krämer mit," sagte Hanna; „denn ich habe alles gespart, was mir der Herr Silvanus gegeben hat, und habe schon drei Taler."

Da setzte der Knabe vier neue Lichter an die Stelle der Stümpflein.

„Mich friert nun doch," sagte Hanna. Sie stand auf und trippelte in der Höhle umher. Da sie gegessen hatten und alles Entsetzen des wilden Tages von ihnen gewichen war, kam sie beide wieder die kleine Furcht vor der Finsternis an, die im Berge war. Aber die redeten sie sich aus, indem sie alle Worte wiederholten, die ihnen Silvanus damals gesagt hatte. Nur das Grauen davor, daß sie in der Nacht im Walde bleiben müßten, füllte ihre Augen mit Tränen.

„Ich kann nicht mehr stehen," sagte Hanna nach einer Weile; „es ist, als wäre das Blut in mir gefroren. Wenn ich doch nur eine Viertelstunde schlafen könnte!"

„Eine Viertelstunde? Das wird gehen. Ich laufe mir inzwischen die Kälte aus dem Leibe."

Da legte sich Hanna auf den Boden der Höhle und tat ihr Ränzlein unter den Kopf — „So ist es ganz fein."

Aber es waren nur wenige Minuten verstrichen, da richtete sie sich ein wenig auf und sagte: „Es ist furchtbar kalt — der Frost kriecht aus der Erde und kriecht von allen Seiten in mich hinein. Aber ich kann auch nicht mehr wachen."

„Steh auf,“ sagte der Knabe, „ich will dich in meinen Schal wickeln.“

„Nein,“ antwortete Hanna; „denn ich muß die Beine an den Leib ziehen — anders kann ich's garnicht aushalten.“

„So bleib liegen und ich hülle dich in unsere beiden Schals; denn wenn ich umherlaufe, brauch ich meinen nicht so nötig.“

Da wickelte er beide Hüllen ganz fest um das Mädchen und merkte, daß es unter seinen Händen einschlief.

Weil die Kälte auch in ihn kam, nahm er eine Kerze, ging wieder an den Ausgang und mauerte Schnee in die Öffnung der Höhle; denn der Sturm, den sie an ihrem Platze garnicht hören konnten, brauste noch immer wie am Tage über den Berg.

Nun, da Wastl nicht mehr mit Hanna reden konnte, fiel die Schwere des Schlafs auch in ihn. Er schnitt sich noch ein Stück von dem Fleisch ab und schlang es hinunter; denn Hunger und Kälte quälten ihn beide. Danach wollte er ein wenig ausruhen und stützte den Arm an die Wand der Höhle, da merkte er, daß ihm die Augen zufielen.

„Hanna,“ rief er, „Hanna!“ und sank neben sie hin, „ich muß schlafen. Nun wache du!“ Aber es war,

als könne er das Mädchen garnicht erwecken. Er rief und rüttelte an ihm herum, endlich schlug es die Augen auf und fand sich zurecht.

„Gib mir die Schals," sagte er, dann sank er in die Knie; denn nachdem er auch noch den Eingang zur Höhle geschlossen hatte, kam jene Gleichgültigkeit in ihn gegen alles was um ihn war, die das Ende der Kraft ist.

Da Hanna den Knaben umsinken sah, kam sie ganz zu sich und sprang auf. Er kniete nun vor ihr, und sie hüllte seine Brust in den Schal und merkte, daß er im Knien eingeschlafen war. Da legte sie ihn um, so daß sein Kopf auf das Ränzlein zu liegen kam, und wickelte ihm den Schal ganz fest um seine Beine.

Hannas Schlaf war ein so tiefes Versinken gewesen, daß sie nun garnicht mehr wußte, ob es Tag oder Nacht in der Welt sei. Einmal dachte sie, sie hätten schon eine Ewigkeit in dieser Finsternis zugebracht, und da ihr Schlummer vorüber sei, müsse es morgen werden. Dann fühlte sie die Schmerzen in den Gelenken, die Schwere in ihren Lidern und die Trägheit ihres Geistes, die ihr fast jedes Besinnen wehrte — sie wollte über die Dinge in der Reihenfolge nachdenken, in der diese an sie herangetreten waren, um ein Maß der Zeit zu gewinnen. Aber es ging nicht; denn es stürzte alles wieder durchein-

ander, weil die Nacht der Höhle um sie gewesen war, da draußen noch das Licht lag, und weil der Sturm die Ereignisse gleichsam alle auf einmal an ihrer Müdigkeit vorüber- oder in sie hineingeschlagen hatte.

Zuletzt aber blieb der Gedanke in ihr stehen: der Morgen müsse nun doch ganz nahe sein. An die weißen Zeiger der Kerzen dachte sie nicht, auf denen die Flammen von Minute zu Minute tiefer sanken, oder sie wußte nicht, wie lange derartige Lichter brennen, die in den Häusern im Tal immer nur in der Laterne für einen Gang in den Hof oder Stall benutzt wurden. Deshalb dachte sie: „Wenn der Bub erwacht ist, wollen wir gehen." An den Ausgang der Höhle wollte sie sich auch nicht schleichen; denn nun, da der Knabe so fest schlief, kamen die Schauer der Bangigkeit wieder in sie.

Diese Nacht in der Höhle war um das dreifache länger und schwärzer als eine andere, die so an den geschlossenen Läden der Augen vorüberschlich, ohne daß man recht wußte, sie sei da.

Am furchtbarsten aber war die Kälte, die den übermüdeten Körper nun ganz eingenommen hatte, und die so weh tat, daß Hanna dachte: es wäre in dem weißen Schneegestöber von gestern noch besser gewesen.

Über dem Knaben lag die tiefe Wohltat des Schlafes, in die er den Odem in langen geruhigen Zügen hinübersog. Hanna hörte das und dachte, sie wolle ihn schlafen lassen, so lange sie selber wachen könne, oder sie wolle sich später ganz dicht neben ihn legen, vielleicht ränne die Wärme seines Leibes in sie; denn der Frost schüttelte ihre Glieder und schlug ihre Zähne gegeneinander. Es war ihr aber, als würde sie Tage und Nächte schlafen, wie denn auch der Knabe aus der Tiefe dieses Schlummers nie allein sich herausfinden könne; und wenn auch sie sich hinlegte, würden sie die Schule versäumen — so liefen hundert halbe Gedanken durch ihren Kopf, aber sie konnte keinen halten und zu keinem Entschlusse kommen.

Wie im Traume nahm sie den Korb von der Erde auf, griff alle Dinge an, die darin waren, als wolle sie sich prüfen, ob sie noch alle kenne, oder als wolle sie etwas aus der Welt der Menschen in ihren Händen halten, das in dieser Verlorenheit um sie sei. Sie legte eins zu dem anderen, brach noch ein Stück Semmel ab und aß es; denn sie hatte Hunger, aber die Zähne und Kiefern waren taub geworden. Sie zog das Wachstuch wieder über den Korb, hängte ihn an den Arm und dachte, sie sei nun fertig.

Da! — Ihre Augen, aus denen die Müdigkeit wie

durch angelaufene Fensterlein geschaut hatte, wurden weit und starr.

Da! — Alle ihre Sinne wurden steil, der Korb sank von ihrem Arm, sie riß den Knaben empor —

Es wühlte vor dem Eingange der Höhle. Es stampfte dort etwas in wilder Kraft die Erde. Es knirschte ein Eisen in den Steinen . . .

Einen furchtbaren, einen einzigen ganz unsagbar wilden Schrei schlug das Entsetzen aus den Kindern heraus. Dann nichts mehr; denn dann starrten sie mit fremden Augen auf das Letzte, das nun kam . . .

„Hanna!" — Silvanus rief schon zum zweiten Male vom Eingange her; denn er schürfte mit der Schaufel eine Bahn in den Schnee, den der Weststurm während der halben Nacht vor der Pforte zusammengeweht hatte. Ein ganz feiner goldener Schimmer war durch die kleine Öffnung zu ihm geflogen, die er zuerst gestoßen hatte — ein so leises Gewebe von verirrtem Licht, daß es nur in der tiefen Finsternis unter den Bergfichten zu sehen war.

Dann rief er immerfort: „Hanna! Hanna!"

Aber die Kinder blieben an ihrem Platz und regten sich nicht — wiederum waren das tiefste Leid und die höchste Freude so dicht beieinander, daß für den einzigen jubelnden Ruf des Glückes kein Raum war. Und als stürze

nun erst die ganze Qual der verflossenen Stunden über sie, brachen die Kinder in die Knie und umschlangen sich mit ihren Armen und weinten. Da floß das starre Leid in heißen Tränen von ihnen; denn Silvanus stand neben ihnen, sie lehnten sich an seine Knie, und sie schlangen ihre Arme um diese Knie und weinten.

Silvanus sagte kein Wort, er legte ihnen seine warmen Hände auf die Scheitel, er tastete über ihre Stirnen und Wangen — und von alledem, wovon die Menschen meinen, daß es in solchem Augenblicke kommen müsse, geschah garnichts. Erst wenn die Überfülle solcher Augenblicke hineingeronnen ist in die blitzenden Edelsteine der Tränen, die das Allerkostbarste heißen, was der Schöpfer den Menschen gegeben hat — denn Tränen sind das Wasser der Auferstehung des Herzens — dann erst fangen die Sterne der Gedanken und der Worte wieder an zu leuchten.

Als Hanna ihre Augen nach einer Weile in Scham und Glück zu Silvanus aufhob und ihre Hände um die Hand des Mannes legte, fragte er: „Wo sind denn die anderen?“

„Die anderen? Wir zwei sind immer allein gewesen,“ sagte sie aus großem Erstaunen; denn sie konnte sich nicht denken, daß er das nicht wisse. Und da sie die

Freude an Silvanus leuchten sah, fragte sie: „Wollen wir nun gehen?"

„Gehen?" sagte er mit dem gleichen Erstaunen, mit dem sie vorher zu ihm gesprochen hatte — „Hanna, es ist eine halbe Stunde vor Mitternacht!"

„Ich habe gedacht, es ist Morgen!" sagte sie klanglos. Dann stand sie auf — „Und Sie sind in dieser Nacht durch den Wald gegangen? Es ist ja ein furchtbarer Sturm gewesen."

Sie strich sich mit beiden Händen über die Augen und das Gesicht, als könne sie ihre Verwirrung abwischen.

Silvanus merkte nun, daß sie das Maß der Zeit völlig verloren hatten. Er fragte noch einiges, und da er aus den zerbrochenen Reden die furchtbare Gefahr erkannte, in der sie gewesen waren, und auch erfuhr, daß sie gegessen und gegen den Durst Schnee genommen hatten, sagte er: „Ich habe euch Wein mitgebracht, den müßt ihr trinken, und dann legt ihr euch schlafen. Ich habe zwei Röcke übereinander gezogen, ich werde zuerst eure Schals und den meinen auf den Boden breiten, daß ihr darauf ruhen könnt . . ."

Er tat alles, wie er sagte, gab jedem ein wenig von dem Wein, und als sie sich auch ganz dicht nebenein-

ander hingelegt hatten, daß sie sich einander wärmten, deckte er sie mit seinem Rocke zu.

„Ihr sollt an garnichts denken,“ sagte er, „nicht an die Mühsal und nicht an die Freude darüber, daß ihr nun nicht mehr allein seid und daß wir morgen wohlbehalten in das Tal gelangen, sondern ihr sollt nur schlafen.“

Dann nahm er die Schaufel, richtete die zerstörte Tür des Schnees am Eingang wieder her, stellte neue Kerzen auf die Vorsprünge an den Wänden und setzte sich hin, um von den Speisen zu essen, die in dem Korbe waren. Die er in seinen Taschen trug, legte er zu den anderen. Er war müde in den Gliedern; denn er hatte zu dem Wege mehr als drei Stunden gebraucht, aber er war nicht schläfrig und wachte die Nacht vor dem tiefen Schlummer der Kinder herum.

Und als sie am Morgen aus der Höhle gingen, war es Hanna, als müsse sie niedersinken und ihr Gesicht in der Reinheit des Schnees vergraben, der nun so schön und schuldlos um sie herlag. Da blieb sie stehen, legte ihre Hände vor der Brust ineinander und sagte: „O du Licht, o du heiliges Licht!“

3.

Celeste.

Der Winter tobte danach noch eine Zeitlang weiter: er drehte mit seinen Stürmen die Schäfte der Fichten in der Mitte ab; er schmiedete mit den silbernen Hämmern seines Frostes die Schneemauern bis sie klangen; er richtete vor den Wänden aus Moos und Reisig, mit denen die Menschen im späten Herbste die Dächer ihrer Häuser gedeckt hatten, noch Wände aus dem weißen Metall auf, und er schneite die Furt im Forst, die an dem einen Tage geschaufelt worden war, am andern wieder zu. Da gaben die Menschen den Kampf auf und ließen ihn gewähren.

Silvanus rief die Kinder in dieser Zeit, in der sie garnicht in die Schule gehen konnten, manchmal in sein Haus und erzählte ihnen aus seinen Büchern, oder er unterhielt sich mit ihnen über Stellen aus der heiligen Schrift, oder er berichtete von seinen Reisen, bis ihnen die Freude aus den Augen leuchtete.

Sie hatten ihn alle sehr lieb, wie denn auch unter den Erwachsenen keiner im Waldwinkel war, der es nicht als eine freundliche Fügung des Schicksals bezeichnet hätte, daß es ihnen den Herrn Silvanus gesandt hatte.

Sie kamen am Abend nach Weihnachten alle zu ihm, die Großen und die Kleinen, und wurden im tiefsten Herzen froh an dem feierlichen Glücke, mit dem er sie umgab, und an der Freundlichkeit, die sein männliches und doch mildes Wesen in ihre Seele strahlte.

Außer Hanna, der er ein Kleid und Wäsche geschenkt hatte, erhielt niemand etwas von ihm; aber selbst die Kinder, die in keiner Sache ausdauernder sind als im Empfangen — gleichsam als wüßten sie, daß sie das reinste Glück seien, das die Erde auszuteilen vermag — neideten Hanna ihren Besitz nicht; denn es war in dieser Zeit schon das Wunder an ihnen geschehen, daß sie bei allerlei Dingen, die ihnen zu tun oblagen, sich fragten, ob sie so auch dem Herrn Silvanus gefallen würden.

Die stille Zeit der Weihnacht, in der auf dem Walde die Sterne eines sehr harten Frostes funkelten, ging vorüber. Und schon im Februar rann der Schnee in brausenden Wässern dahin, verrauchte unter der Sonne oder sickerte in jenen tausend Brünnlein in die Erde

deren Klingen das große Wecken bedeutet. Die Stare, die in dieser Gegend sonst erst mit dem Frühlinge des Kalenders eintreffen, fielen in Scharen in die Sonne des Tales. Die Leute ließen an den Mauern ihrer Häuser noch die Decken aus Moos, weil sie dem zeitlosen Glücke nicht trauten. Manchmal zog ein sachter Frühlingsregen seine Bahn und wusch die Welt; dann kam wieder die Sonne und säte Licht; da staunte die Erde aus Millionen funkelnder Augen das blaue Wunder des Himmels an und wußte garnicht, wie schön sie war.

Es blieb auch durch alle Tage der Wechsel der Dinge, die dem Frühling seine Krone schlagen, und im März war aus den Flocken der Himmelsschlüssel die goldene Decke über die Herrgottswiege gewoben. —

„Ich werde nun einige Wochen nicht in dem Nußbaumhause sein," sagte Silvanus eines Tages zu Hanna; „denn ich will in die Stadt reisen, darin das schöne dunkeläugige Mädchen wohnt, das meine Braut ist. Ich habe euch allen nie ein Wort darüber gesagt, weil ich nicht gern von Dingen rede, die künftig sind, und von denen man nicht weiß, ob sich alle Hoffnungen erfüllen, die daran geknüpft werden. Und ich habe gerade von dieser Sache nicht geredet, weil die Einsamkeit des Lebens in eurem schönen Tale für die

meisten Menschen auf die Dauer unerträglich ist. Nun aber habe ich einen Brief bekommen, daß Celeste mein einfaches Leben doch mit mir teilen will."

Hanna nahm diese Nachricht mit einem freudigen Schrecken auf; sie faßte sich ans Herz und sagte nur: „Celeste — das ist ein sehr schöner und sehr seltener Name; ich habe ihn noch garnicht gehört."

„Er bedeutet: die von dem Himmel gekommen ist," sagte Silvanus.

„Dann ist er noch viel schöner," erwiderte Hanna. „Aber ich bitte, lassen Sie es mich allen sagen, die im Waldwinkel wohnen; denn es ist in mein und in unserer aller Leben nichts Erstaunlicheres gekommen als diese Kunde. Nicht einmal das schwarze Gefängnis der Höhle scheint mir so wunderlich gewesen zu sein. Und ich könnte jetzt auch garnicht hören, was Sie mir noch sagen wollen. Herr Silvanus — es ist eine so große Freude und doch wieder eine große Bangigkeit in mir. Sagen Sie mir nur das eine: darf ich auch dann noch bei Ihnen bleiben, wenn —"

Da brach der Tau der Tränen über die rote Blüte ihres Mundes ...

„Ja, Hanna, du darfst immer bleiben, und so lange es dir gefällt. Ich will Celeste sehr viel schönes von dir erzählen, und wenn der Tag gekommen ist, in dem

ich sie als meine Frau in das Nußbaumhaus führe, wird sie dich liebhaben. Und nun geh und erzähle den Leuten, was ich dir gesagt habe. Wenn du wiederkommst, will ich mit dir über alles reden, was in diesen Wochen im Hause zu geschehen hat. Sage auch deinem Vater, daß er um drei Uhr den Fuchs anspannen und mich zur Haltestelle der Bahn fahren soll."

„Ja," sagte Hanna und lief hinaus. Aber es war, als hätte sie das leise Schluchzen ihres Schmerzes zurückgelassen, was daher kam, daß auch in Silvanus der Gedanke stehen blieb: es ist nun die letzte Stunde angebrochen, in der alles in den lieben alten Geleisen läuft; wenn wir wiederkommen, wird vieles anders, wenngleich viel schöner sein.

Nach einer Stunde kam Hanna wieder. Die Blumen ihrer Augen, in die draußen die Sonne des Himmels geschienen hatte, waren noch voll des feuchten Glanzes von vorhin; sie dachte, es wäre ihr viel leichter ums Herz, und lächelte in das stille Glück, das im Nußbaumhause die Zeit her um sie gelegen hatte. Aber in der tiefsten Kammer ihres Herzens stand ein Schatten, nach dem mußte sie immer einmal hinblicken, etwa wie sie in der Höhle getan hatte, weil sie glaubte, es müßte etwas Unfaßbares aus den Winkeln des Berges hervorkriechen, oder es müßten die ungeheu-

ren Wände der Felsen ganz langsam gegeneinanderrücken und zermalmen, was zwischen ihnen war.

Darauf rief sie Silvanus in das Schreibzimmer; er zeigte ihr die Pläne des unteren und oberen Stockwerkes, die er inzwischen auf weißes Papier gezeichnet hatte, und legte ihr noch ein anderes Blatt vor, darauf hatte er die Stücke des Hausrats aufgeschrieben, die in der zweiten Woche nach seiner Abreise in einem großen Wagen vor das Nußbaumhaus gelangen würden. Er hatte den künftigen Standort dieser Dinge auf den Plänen genau angegeben, und Hanna sagte, sie wisse nun alles und werde mit den Männern alles so richten, daß er zufrieden wäre, wenn er heimkehre.

Danach rollte das Wäglein, vor dem der Fuchs war, des Wegs, und Silvanus reiste fort.

Hanna sah ihm nach, so weit sie konnte. Und als sie so allein unter dem Nußbaume stand, dachte sie: es wäre in der vorigen Stunde eine gläserne Wand zwischen den Herrn Silvanus und sie gewachsen. Diese gläserne Wand lief nun an mit dem blauen Dufte der Ferne, und das Bild des Wagens, der immer weiter gegen den dunklen Wald hinausrollte, ging darin unter. —

Sie redeten in den folgenden Tagen in der Herrgottswiege von nichts anderem als von dem schönen

dunkeläugigen Fräulein Celeste. Sie sahen die Zeichnungen hundertmal an, die Silvanus für sie dagelassen hatte; sie gingen auch in die Wohnung und stellten jedes Stück des neuen Hausrats in ihren Gedanken an seinen Platz. Sie spähten, als die Zeit gekommen war, an jedem Tage einige Male in der Richtung, in der das weiße Band der Straße verwehte, ob der gelbe Wagen noch immer nicht zu sehen sei. Und als eines Tages ein heller Flecken aus dem Blau des fernen Gebirges trat und sich dem Tale näherte, liefen sie alle vor das Nußbaumhaus, hatten die Augen voll Erwartung und trugen, da der Wagen endlich herangekommen war, jedes Stück mit Sorgsamkeit an den Ort, für den es bestimmt war.

Sie sahen den Glanz des Holzes und bewunderten das Schnitzwerk oder den feinen Schwung der Linien an den Schränken und Tischen; sie sahen sich in Staunen an dem kunstvollen Gewebe der Teppiche und dem duftigen Schnee der Vorhänge, der um alle Fenster rinnen sollte, und sie waren dem Manne hilfreich, der mit dem Wagen gekommen war, um jene Dinge anzuschlagen oder für ihren Zweck zu bereiten, mit denen die Bewohner des Tales nicht umzugehen verstanden.

Als wieder eine Zeit vergangen war und nun auch das Nußbaumhaus mit den blanken Augen seiner Fenster

voll Erwartung gegen das Blau der Fernen schaute, brachen die Kinder viele Körbe voll Fichtenreisig und trugen es unter den Nußbaum; denn Hanna und Vroneli und die Frauen banden daraus Ranken und schmückten den Platz vor dem Haus und schmückten die Tür und die Fenster, wie es bei ihnen Brauch war, und banden all' ihre Verehrung und ihre guten Wünsche in das dauernde Grün des Waldes.

Und wieder nach einigen Tagen stand der Herr Silvanus mit seinem jungen Weibe mitten unter ihnen, und sie hatten seine Ankunft verpaßt; denn er war durch die weiche mondhelle Frühlingsnacht gefahren, und der Wagen war danach so heimlich aus dem Tale gerollt, wie er gekommen war.

Erst als sie im Glanze der Morgensonne die wehenden Tücher sahen, die unter dem grünenden Baume hervor gegen die Häuser grüßten, merkten sie, was geschehen war, und sie kamen nun alle in ihrer verschämten Neugier, trugen ihre Herzen voll Freude herüber und redeten in ihren warmen Worten von dem Glücke, das in Ewigkeit über dem Hause walten solle.

Sie hatten gedacht, sie würden mit Celeste gleich ganz vertraut sein, weil sie schon durch Wochen in ihren Gedanken gewesen war. Nun zeigte sich aber, daß dies doch nicht sei, sondern über ihrer schlanken

Schönheit lag das Licht der Herbsttage, in dem viel funkelnde, aber kühle Klarheit ist.

Celeste reichte allen die Hand, die weiß und weich und mit schönen Ringen geschmückt war; sie redete auch mit allen sehr freundlich, bewunderte die Lieblichkeit des Tales und sagte, sie wisse von ihrem Manne, daß die Herzen der Menschen in diesem Tal auf das sanfte Leuchten und die Wärme der Landschaft gestimmt seien.

Aber Silvanus sprach doch ganz anders mit ihnen.

Dann gingen die Bewohner der Häuser wieder fort und nahmen die gleiche freundliche Gesinnung mit, in der sie gekommen waren.

Sie hatten sich nicht gewöhnt, mit fremden Menschen zu reden und sie während dieser Rede zu prüfen; denn es vergingen Jahre, bis einmal ein Wanderer durch die Entlegenheit dieses Gebirgsteiles strich. Und es lag ein Bild der Welt in ihnen, das war von einer ganz verwinkelten Wunderlichkeit, so weit es die großen Steinbrüche der Städte anging.

Sie dachten, in Celeste müsse nun die helle Freude sein, die sie selbst empfanden um die Zeit, in der das Tal unter der Fülle der ersten Frühlingssonne erschauerte. Aber hinter jedem Gedanken blieben ihre Augen doch mit einer Frage stehen; denn sie fanden sich in dieses

fremde städtische Wesen nicht hinein; sie nahmen wahr, aber sie erkannten nicht, und wo sie erkannten, hatten sie kein Wort für diese Erkenntnis.

Nur das eine wußten sie alle: daß sich der Herr Silvanus eine Frau genommen habe von einer Schönheit, die sie immer nur an den Menschen der Märchen gesucht hatten. Sie fanden auch, daß das Wort von dem schönen dunkeläugigen Mädchen lange nicht hinreichte; denn da war noch die schlanke Biegsamkeit ihres Leibes, da war der matte Schimmer des schwarzen Haares, die Reinheit ihrer Stirn, und da waren die scharfen Linien ihres Gesichts — da war auch das hellblaue weiche Morgengewand, das sie in sanften Falten umfloß . . .

Der eine hatte dies und der andere das in aller Heimlichkeit bewundert, während er in ihrer Nähe stand.

Zuletzt sagte der Steinhofer, der mit seinen grauen Augen manchmal durch die Fenster des Himmels lugte und von Zeit zu Zeit eine kleine Auseinandersetzung mit dem lieben Gott wagte: seine Augen seien zwar nicht geübt auf ein so schönes Stadtfräulein, aber es schiene ihm doch, als sei der Herr Silvanus viel sanfter und reicher in seinem Herzen. Doch wolle er damit nicht etwa gemeint haben, daß der Herr Silvanus eine falsche Wahl getroffen, sondern er habe nur so den Ein-

druck von der Schwelle des Nußbaumhauses mitgenommen. Übrigens: es liefen die Dinge nach wie vor ihren Lauf, und man werde ja sehen, wie sie in diesem Falle trieben.

Danach kam die Arbeit auf den Feldern, die außerhalb des Tales lagen. Der Frühling hatte das Stück Welt vollends aufgeschlossen, das die Leute der Herrgottswiege anging, und sie liefen nun in Hoffnung und in Sonne darin herum und wirkten ihr Werk.

Silvanus und Celeste gingen auch jeden Tag ein Stück mit dem Frühling — an diesem in den Wald, in dem die Fichten zuerst noch die gelben Hüllen über den Zäpflein des neuen Wuchses hatten — am anderen zwischen den grünen Feldbreiten; oder er zeigte ihr das leise Wunder des Erwachens an den Schlehen der Raine, er zeigte es ihr an den Teppichen der Wiesen, in die die Sonne mit ihrer goldenen Nadel an jedem Abend eine neue Farbe gestickt hatte, und er dachte: über allem müßte Celestes Herz Schwingen bekommen und sich in das klingende Reich der Lerchen emporjubilieren.

Er breitete seine unendliche Liebe und Güte über sie, daß sie bei jedem Schritte fühlen sollte, wie innig er um sie sei; er zog an ihrer Seite wie der Frühling und schloß ihr mit dem goldenen Schlüssel seiner Weisheit

und Freude die Welt auf; er nannte ihr die Namen der fernen Berge und der näheren, die Namen der Wälder, auf deren schwarzen Rücken sich aus der Fülle des Lichts der Schimmer neuen Wachstums wob — er nannte ihr die Namen der Quellen und lieh seinen blühenden Gedanken Worte, wenn diese Gedanken auf den silbernen Straßen der Bäche immer weiter hinausliefen, bis sie mit dem rinnenden Glanze hinübermündeten in den Himmel. Alles, was in den dunklen Brunnen ihrer Augen sich spiegelte, sollte in ihr zu dem freundlich und köstlich belebten Leben erwachen, das er mit der leuchtenden Fackel seiner Phantasie in jedes Ding geworfen hatte.

Er hatte zuvor an den Kindern gesehen, daß diese jungen und kargen Herzen sich öffneten, so oft er seine Freude an der Welt oder die Fülle seiner Gesichte ihnen schenken wollte, und nun sollten die Träume von dem Glück Wahrheit werden, die er in heimlichen Tagen und Nächten im Nußbaumhause von dieser Zeit gesponnen hatte.

Sehr selten geschah es, daß sie auf einem ihrer Streifzüge den Maler Berengar trafen. Dieser hatte Celeste zufällig auf dem Steig durch die Wiese bei den Häusern kennen gelernt, als er einmal in der sinkenden Nacht aus dem Gebirge heimkehrte. Celeste sagte, sie habe

durch Silvanus viel Vortreffliches von seiner Kunst gehört und sie würde sich freuen, seine Bilder zu sehen. Sie lud ihn auch ein, in das Nußbaumhaus zu kommen, und Berengar bat, dann einen Tag wählen zu dürfen, an dem der Regen seinen Auszug in die Landschaft unmöglich mache. — Als nach einiger Zeit wirklich ein sanfter Sommerregen einsetzte, erschien Herr Berengar im Nußbaumhaus und wurde von seinen Bewohnern herzlich willkommen geheißen.

Er war zum zweitenmal in diesem Hause, seit Silvanus darin lebte — was trotz der freundlichen Gesinnung, die man gegen einander hegte, garnicht verwunderlich ist; denn als im Vorjahre während des Septembers Stürme über das Gebirge brausten, in denen sich der Himmel schon ganz verloren zu haben schien, war Berengar über die Alpen gereist, viel früher als sonst, und er war noch nicht zurückgekehrt, als der Dichter die Menschen im Tale mit der Kunde überraschte: er gehe nun fort, um das schöne dunkeläugige Mädchen zu freien.

Den Regenabend, an dem sie über viele Dinge, am meisten über die Kunst des Malens redeten, wurde vorübergeplaudert. Vor allem war es Celeste, die sich dabei um vieles gewandter zeigte als die Männer, aber es schien weder ihr noch Silvanus, daß sich das Band

zwischen ihnen damit enger geknüpft habe. Das Wesen des Herrn Berengar war beiden vielmehr noch rätselhafter geworden — für Celeste derart, daß sie zu Silvanus sagte: „Dieser Maler ist wie ein sehr tiefer Brunnen — es ist unmöglich, seine stille, in sich gekehrte Art zu durchschauen. Entweder hat er sich nur des Verkehrs mit den Menschen entwöhnt, oder er hat ein schmerzliches Geheimnis, oder er ist aus seiner Natur der wunderlichste Sonderling, den die Erde trägt. Was es auch sei — es lockt mich, den Schlüssel zu diesem seltsamen Wesen zu finden." —

Celeste schritt neben Silvanus durch den Schimmer der Tage, sie sah alles mit ihren Augen an, das er ihr zeigte, aber sie dachte: er müsse mit der Seele sehen, weil er in jedem Ding ein anderes Leben und in jedem Leben ein neues Wunder entdeckte. Dann sagte sie: es würde die Zeit schon kommen, in der sie alles von ihm gelernt haben werde, und dies Leuchten der Erde müsse von da ab noch schöner, dies Blühen noch wunderbarer und die Quellen müßten das lieblichste Märchen sein, das sich denken lasse. Aber sie sagte auch: manchmal sei sie ganz verzagt, weil sie fürchte, sie könne alles garnicht mit der Tiefe und Fröhlichkeit empfinden, die in *ihm* wäre. Das liege wohl daran, daß ihre Sinne an der Natur von Kindheit auf nicht geübt seien und ihre

Phantasie vor dem anderen Leben der Stadt verkümmert wäre.

Silvanus blieb auch dann fröhlich an ihr.

Und wenn sie abends in dem Schreibzimmer saßen, oder in dem Zimmer Celestes, das nun dort war, wo Silvanus vordem gespeist hatte, führte er sie in die fast ebenso bunten Gärten der Dichter. Er belehrte sie nicht, indem er ihr etwa von der Literatur aller Zeiten erzählte, wie sie in jenem und in einem anderen Jahrhundert gewesen sei, sondern sie lasen die Dichter der Zeit. Er wählte an jedem Tag einen anderen, oder deren zwei an einem Tage, damit er aus den Gegensätzen noch leichter erkenne, welchem sie mit Hingebung folge. Aber er gelangte nicht zur Klarheit. Sie nahm vieles auf, sie redete auch einmal gut und klug oder fragte — allein, wenn seine ganze Seele schon in dem hohen Feuer der Freude stand, lag sie auf ihrer Chaiselongue und sann an den goldenen Wegen dahin oder an ihnen vorüber, die er ihr zeigte, und die sammetenen Nächte ihrer Augen standen in grausamer Leere im verdämmernden Tag.

Er redete mit ihr auch über seine dichterischen Pläne und sein Schaffen. Sie versuchte eine Zeitlang, bei ihm zu bleiben; sie hatte den ehrlichen Wunsch der Frau, den heiligen Frohsinn in ihm zu erhöhen, sein schöpfe-

risches Glück zu dem ihren zu machen, aber sie gelangte zu der Erkenntnis: es ist bis dahin ein noch viel weiterer Weg für mich. Sie sagte ihm das auch mit sehr ruhigen und verständigen Worten, über die sie etliche Tage nachgedacht hatte, in denen er sie allein in einer für sie fast fürchterlichen Einsamkeit ließ. Dann fühlte sie ihr Leben aus den Händen gleiten, und es war ihr, als müsse sie ihre Qual zum Himmel schreien.

Zuerst wollte sie durch diese Einsamkeit zu ihm gelangen, aber je mehr sie sich mühte, desto weiter wurde der Abstand zwischen ihr und ihm, und als sie dachte, es werde nun gar keine Änderung in ihrer Erkenntnis herbeizuführen sein, redete sie mit ihm über diese Dinge.

„. . . . Vielleicht ist es sehr schwer, die Frau eines Dichters zu sein, ja vielleicht ist es ganz unmöglich, das Leben mit einem Manne zu teilen, der sich in dem Maße losgelöst hat von allen Gewohnheiten, die anderen Menschen lieb und unentbehrlich geworden sind," sagte sie.

Darauf antwortete er: „Ich finde, daß ein solches Leben, weil es in allen Stücken das natürlichste und darum das einfachste ist, sich um vieles leichter leben lasse; denn es ist frei von den tausend Sorgen um allerlei Dinge, die in diesem Bergtale gleichgültig, ja lächerlich sind, und an denen sich die Menschen draußen beinahe verbrauchen."

„Ja," sagte Celeste, „dir sind diese Dinge gleichgültig geworden — aber es sind doch nicht alle Menschen Dichter und nicht einmal alle Dichter Menschen wie du."

Dagegen lasse sich kaum etwas anderes einwenden, entgegnete Silvanus, als eben das eine: daß er die von ihm gewählte Einsamkeit in einem so lieblichen Winkel der Erde in allen Stücken für reicher halte, ja daß sie ganz unentbehrlich für ihn sei.

„Weil du alle Bedingungen zu deinem ganz persönlichen Glück erfüllt siehst!" sagte Celeste. „Aber andere Menschen fordern andere Gaben von ihrem Glück — und ich glaube auch garnicht, daß du auf dem richtigen Wege bist."

Silvanus wurde noch nachdenklicher über diesen Worten —

„An dem Tage, an dem ich mein Leben als einen Irrtum erkennen würde, schlüge ich einen anderen Weg ein," antwortete er.

Und Celeste: „So wäre es vielleicht schon jetzt an der Zeit, darüber nachzudenken. Meinst du, daß du allein keine Förderung von außen, keine Verbindungen nötig habest? Meinst du, daß es dir ganz aus deiner Kraft heraus gelingen könne, dich durchzusetzen?"

„Ja," sagte er; „Verbindungen mögen förderlich

sein für einen Tag, sie mögen dem Hasten neuen Mut zum Hasten geben ... Celeste, ein Mensch kann ‚Karriere machen' mit Hilfe mächtiger Freunde, wenn es sich um die Besetzung eines Postens an seinem Wege handelt — aber ein Dichter muß auf sich selbst stehen."

„Wie willst du denn zu Anerkennung und Erfolgen gelangen, wenn du dich in einen weltfernen Winkel einschließest?"

„Immer nur durch mich selbst."

„Und du meinst, ein Leben sei dazu lang genug, und eine Ausdauer reiche zu so vermessenem Beginnen hin?"

„Ja; denn das Werk eines Dichters ist losgelöst von seinem Schöpfer, es wirkt auch ohne diesen weiter und wirkt über die Grenzen seines Lebens hinaus — es bedarf nur bis zu seiner Vollendung seines Schöpfers, danach gehen beide sich nichts mehr an."

So sprachen sie miteinander in der Stille ihrer Abende. Sie sprachen miteinander unter dem Nußbaume, wenn der silberne Regen des Lichtes über die Säume seines grünen Daches herniederfiel, oder sie sprachen in Celestes Zimmer, wenn die weißen Vorhänge leise wehten im Dufte der Frühlingserde.

Es war in beiden der Wille, einander zur Klarheit zu führen; sie verschwiegen einander nichts, und Celeste, der der Atem leicht im Sturm über die Lippen brach,

wenn sie allein gegen ihre Einsamkeit kämpfte, blieb vor dem unverrückbaren Gleichklange seines Herzens ruhig wie das Tal in einer Sommernacht — es war finster in ihr, aber sie fürchtete sich nicht. Sie gingen in ihren Gedanken mit einander bis an die Grenzen ihres Lebens; sie gingen auf allen Wegen, die sich ersinnen ließen, aber sie fanden keinen, der ihnen beiden lieb und freundlich erschienen wäre. Sie lernten ihre Gewohnheiten und heimlichen Wünsche mit jedem Tage besser kennen, und ihre Herzen wurden einander immer fremder. Es kam in beide der Gedanke einer Trennung — in Celeste grell und heimlich, etwa wie ein Stern, der plötzlich auf den dunklen Nachthimmel fällt und noch einige Male vergeht .... in Silvanus langsam und gespenstisch, wie der Schatten einer Wolke, der über leuchtende Felder schwimmt und verschwindet.

Aber heimliche Gedanken treten sich einen Pfad ins Herz wie heimliche Liebe eine Furt durch die Wiesen. Und immer, wenn es einsam wird, finden sie darauf zurück. —

An einem anderen Abende sagte Celeste: „Es ist unmöglich, daß dir diese Verlorenheit deines Aufenthalts auf die Dauer förderlich sein kann. Ich meine sogar, deine Gaben — sie mögen nun groß oder klein sein — müssen in dieser Einsamkeit versickern wie ein Bach in

der großen Dürre der Wüste. Ich meine auch, du brauchst die Anregung kluger Männer, du müßtest deine Abende in ihrer Gesellschaft verbringen — hört man nicht von allen anderen sagen: der Verzicht auf derlei Verkehr sei fast gleichbedeutend mit ihrem geistigen Untergange?"

„Ja," sagte Silvanus, „sie sagen es wohl alle — das heißt jene, die den Tag über in einem Berufe sind, der ihnen den Zwang einer Arbeitsschicht auferlegt, und sie sagen es, wenn der geistige Untergang, den sie fürchten, längst eingetreten ist. Sie dürsten nach einer Erholung, sind ohne Ansprüche und finden sie in jeder Ablenkung von den Geleisen ihrer Tage. Für jene bescheidenen Bierhausgespräche haben sie das geschickte Wort ‚Anregung' erfunden. Wäre der Bankerott ihres Geistes nicht schon da, so könnten sie sich bei dieser ‚Anregung' nicht begnügen; denn sie wäre ihnen keine, oder sie fänden selbst die Ablenkung, weil sie den Stunden außer ihrem Amte aus sich selbst heraus Fülle zu geben vermöchten. Zwischen der Arbeit eines Beamten oder Kaufmanns und dem Schaffen eines Dichters ist nun einmal ein Unterschied — der Dichter bedarf der Auferstehung seiner Kräfte nach jedem Werke .... aber was könnte ihm dazu aus jenen ‚Anregungen' erwachsen, an die du denkst, und an die sie alle denken, die mit der gleichen wunderlichen Meinung bei der Hand sind und

doch nie vom Odem dichterischen Schaffens durchweht wurden? Die immerwährende Erneuerung der Kraft eines Dichters, sein ganzes Wirken mag zu vergleichen sein dem Blühen in der Natur: es geschieht für keinen, und es freuen sich Tausende daran; ob eine Frucht aus ihr wird, was kümmert es die Blüte? Holt sie sich Anregung zum Blühen von einer anderen?"

Darauf Celeste: „Bist du auch gewiß, daß dies nicht die Lösung eines Rätsels ist, zu der du über deine Wünsche und Absonderlichkeiten gelangtest?"

Silvanus zog die Achseln —

„Darüber brauche ich nicht nachzudenken, weil ich ganz sicher weiß: für mich trifft diese Erklärung zu. Andere dürsten nach den Erfolgen des Tages — darum mag es bei andern anders sein. Da ich nun aber m e i n Leben lebe, muß ich bedacht sein, es mit allen Kräften zu dem Ziele zu führen, das ich mir gesteckt habe."

„Und du forderst von deiner Frau, daß sie ihre Lebensziele schweigend aufgebe?"

„Nein, Celeste, das fordere ich nicht; aber ich bin des fröhlichen Glaubens gewesen, daß mein Weib ein Leben geläuterter Freude und heiliger Vertiefung leben und den Verlust des Alltags, durch den jene Millionen hintreiben, als einen Gewinn betrachten könne. — Hältst du den Weg dahin zu weit für dich?"

„Ja," sagte Celeste; „denn es gehören die Gaben einer Bescheidung dazu, die ich nicht besitze."

„Und du hältst dich nun für ärmer als sonst?"

„Für bettelarm," sagte sie. Und sie weinte.

Silvanus trat ans Fenster und sah mit leeren Augen hinaus — zum ersten Male, seit sich die fröhliche Erde darin spiegelte, waren diese Augen ohne Glück. ... Er hatte die Krone in beiden Händen gehalten, die dies Glück krönen sollte, und nun war sie Trug gewesen, und es flossen Nebel durch seine Finger.

Draußen lag klingendes Mondlicht. Es fiel durchs Fenster auf Celestes langen Stuhl, und sie ruhte in diesem Lichte wie ein schönes Bild aus Stein. —

Wieder an einem Abend, an dem die Erde längst an allen Enden blühte und der Nußbaum den Duft seines jungen Laubes in den Harzgeruch wehte, der in den roten Strömen des Lichtes floß, sagte Celeste: „Wir wollen heute nicht lesen."

„Wenn du müde bist, wollen wir etwas anderes treiben oder wollen nur ausruhen von dem weiten Gange durch den Bergwald."

„Ich habe alles nun schon so viele Male gesehen," antwortete sie, „es sind immer die gleichen Bilder, und sie machen mich so furchtbar müde."

„Aber sie sind an jedem Tag anders," sagte er in

dem sanften Tone, mit dem er ihrer Verstimmung schon manchmal entgegengetreten war.

„Und sind doch an jedem Tage gleich leer,“ setzte sie hinzu.

In diesem Augenblick erschrak er zum anderen Male vor ihr.

„Du wunderst dich darüber?“ fragte sie nach einer Weile, in der sie einander wortlos angesehen hatten.

„Ich denke, wir sind heute zu lange gegangen.“

„Kaum länger als sonst,“ sagte Celeste; „es ist wirklich nur das Alltägliche, was mich so niederdrückt.“

„In der Stadt ist es ganz das gleiche — da ist die Nüchternheit der Gassen, das gleichgültige Vorbeitreiben der Menschen, die einen nichts angehen ... es ist an einem Tage wie am anderen ...“

„Aber jeder hat in der Gleichgültigkeit der tausend Dinge doch etwas, an dem seine Augen oder Gedanken hängen bleiben; es sind da die Moden, die fast mit jedem Monate wechseln, und wenn die eine kaum zu herrschen begonnen hat, taucht schon die Frage nach der künftigen auf.“

Celeste hatte all die Wochen her nicht mit dieser Lebhaftigkeit geredet; es stand ein Licht in ihren Augen, dessen Glanz Silvanus noch nie gesehen hatte. Und es war nun ein Wort in die Einsamkeit des Nußbaum-

hauses geworfen worden — keins hatte je so fremd in diese Stille geklungen. Silvanus trat ans Fenster, schaute gegen das Tor des Tales und sah das rote Meer der niedergehenden Sonne an den blauen Säumen des Gebirges branden. Er dachte: ob es denn möglich sei, daß es einen Menschen gebe, der die Torheiten der großen menschlichen Gemeinschaften in diese gewaltige und doch liebliche Bergeinsamkeit tragen könne? Einen Menschen, der nicht etwa in einer müßigen Stunde von dem lachenden Wunsche überrascht würde, die alten törichten Gewohnheiten für einen Tag wieder aufzunehmen, sondern der all die Zeit her das Herz voll Sehnsucht danach gehabt hatte?

„Celeste," sagte er nach einer Weile, „die Menschen brauchen den Traum vom Glück. In jedem ist dieser Traum anders, je nach der Größe des Herzens und der Weite seines Geistes. Wenn du in einer großen Gemeinschaft lebst, so lösest du dich in mehr oder minderem Grade ab von den Rechten der Persönlichkeit — du willst darauf verzichten; denn du sagst dir: die Annehmlichkeiten, die ich für diese Rechte eintausche, sind mir wertvoller. Damit setzest du dich in der Regel herab, aber du weißt es nicht. Du übernimmst die Täuschung, daß du dich in größeren Gemeinschaften weit eher auslebest . . ."

„Hast du nicht selbst hundertmal gesagt: es sei Pflicht, dies Leben auszuleben bis auf die Neige?“

„Ganz gewiß, Celeste. Aber ich sagte auch: du übernimmst die Täuschung; denn du lebst, was dir die andern vorleben; du lebst dich in eine Schablone hinein, die das Grausamste und Unerhörteste ist, was dem Wunder Mensch geschehen kann. Aber du hast dich gewöhnt, dies Unerhörte als selbstverständlich anzusehen . . .“

„So wären nach deiner Weisheit all die hunderttausend wohlhabender Menschen Narren?“ fragte sie scharf.

„Hundertfache Narren!“ sagte er.

Celeste erhob sich und schritt im Zimmer hin und her — „Das ist mir allerdings etwas ganz Neues. Du machst mich auf die Erklärung gespannt.“

„Ich habe nicht gedacht, daß ich mich mit dir je über derlei Abgegriffenheiten unterhalten würde,“ sagte er. „Ich denke nicht daran, daß diese Gewohnheiten der Menschen zu ändern seien, sondern ich sage nur: die Edlen und Tüchtigen sollten die Wege sehen, sich frei zu machen und sich selbst zu leben. An den Millionen Toren kann niemandem liegen — verkommen sie nicht in dieser Schablone, so verkämen sie in einer anderen.“

In Celestes Augen lag eine schwere Finsternis. „Verkommen!" lachte sie bitter. „Heißt es nicht viel eher ‚verkommen', wenn du einen Menschen losreißest von seinem Platz und vor diese Berge und Wälder stellst, die einen Tag lang namenlos schön sind, die mit jedem Abend ein Stück ihres Lebens verlieren, und am dreißigsten das Langweiligste sind, das es gibt?"

„Sie sind in dem Grade tot, wie das Herz oder der Geist des Menschen, der vor sie hintritt," sagte Silvanus. „Wenn wir morgen wieder von diesen Dingen reden, wirst du ganz anders darüber denken."

„Niemals!" sagte Celeste; „denn ich weiß nun, daß sich meine Furcht, nicht aber meine Hoffnung erfüllt hat."

„Celeste!" sagte er, „Celeste! — Aber du wirst dich in alles gewöhnen. Es wird sich noch vieles ändern im Nußbaumhause, du wirst neue Pflichten haben, wenn du mit für jene Leute sorgen hilfst, oder wenn wir vielleicht ein Kind bekommen ..."

Da lachte sie hart und bitter heraus: „Das wäre das Schlimmste, was geschehen könnte. Meinst du, ich würde dies Kind in einer Einöde verkümmern lassen?"

Dann ging sie hinaus, und die Tür fiel scharf hinter ihr ins Schloß. —

Die wildeste Stunde, die über das heitere Glück des Mannes hereinbrechen konnte, war da. Das Verleuchten des Tages sickerte in die Wälder und löschte aus auf dem dunkelblauen Grate des Gebirges. Silvanus suchte in der sinkenden Nacht nach Wegen — es war keiner, den er nicht schon beschritten hatte, Celestens Herz für dieses neue Leben zu erobern. An jedem Ende stand die furchtbare Erkenntnis: ihre Schönheit sei eine glänzende Lüge. Es war nichts als diese Schönheit, an der er ohnmächtig geworden war — an der sie selbst es geworden war; denn darüber war alles an ihr verkümmert, was Silvanus suchte. Er sagte sich: Schönheit ist der gefährlichste Reichtum der Frau; denn sie pflegt sich an diesem Schatze geizig; sie weiß nicht, daß er ein Schlüssel zum Himmel ist, sondern sie hält ihn für eine Waffe zur Eroberung der Erde; sie meint, er mache sie zur Herrscherin, und sie wird kindisch in seinem Besitze; sie verliert das Maß seines Wertes und wird elend an ihm.

Er stand lange am Fenster und sah hinaus. Die Sterne, diese goldenen Brünnlein des Lichts, quollen aus dem Kristalle des Himmels — er suchte in allen Fernen und fand doch immer nur das eine: der Traum von seinem Glücke, das er sich in Gemeinschaft mit Celeste in diesem Winkel der Erde aufrichten wollte,

war aus. Der Glanz dieses herrlichen Menschenbildes hatte sein Herz länger denn ein Jahr erfüllt.

Was sollte nun noch kommen?

Er würde nun hinausziehen mit ihr, dachte er, er würde das Nußbaumhaus verkaufen — —

Und dann?

Dann würde er in der Stadt wohnen, würde Celestes Willen zu dem anderen Leben sehen und er würde nicht hindern können, daß die Wüste, die sich zwischen sie und ihn legte, mit jedem Tag weiter wurde. —

Es änderte sich von diesem Tag an fast nichts im Nußbaumhaus, und ward doch alles anders. Es blieb äußerlich so sehr das gleiche, daß nicht einmal das Mädchen Hanna, die nun den ganzen Tag da war, weil sie nicht mehr zur Schule ging, ein Wort vernahm, das ihr verraten hätte: es sind zwischen diesen beiden Menschen alle Brücken zerbrochen, die Silvanus aus dem heiteren Blau des Himmels zwischen ihren Herzen geschlagen hatte. Sie sah auch nie eine Träne in den Augen Celestes; und Silvanus — wenn es einmal kam, daß sie zu ihm ins Schreibzimmer gehen und ihm Briefe bringen oder sonst etwas mit ihm zu sprechen hatte, redete mit ihr wie immer, und sie dachte: seine Worte fielen mit so goldener Wärme in ihre Seele wie die Flammen der Sonne fallen in das Dunkel des Waldes.

Nur daß Silvanus und Celeste von jenem Tag ab nicht mehr auf ihren gemeinsamen Gängen gesehen wurden.

Aber auch das war nichts über die Maßen Seltsames; denn Silvanus hatte im vergangenen Jahre seine Wanderungen oft durch viele Wochen eingestellt. Er sagte dann, er arbeite, und Hanna sah ihn alle Tage und immerfort an seinem Schreibtische, von dem er nur aufstand, um eine Mahlzeit zu nehmen oder zu schlafen. Er arbeitete aber nicht während der Nacht und begab sich so zeitig zur Ruhe, daß oft nicht einmal das Licht der Lampe verriet: es lebe ein Mensch in dem Nußbaumhause.

Darin war nun freilich eine Änderung eingetreten; denn die Lampe brannte des Abends im Zimmer Celestes stets, oft blieben die Fenster sogar bis über die Mitternacht hinaus hell.

Celeste aber saß dann einsam; denn sie verlangte nicht von Silvanus, daß er seine früheren Gewohnheiten aufgebe. Sie sahen sich, während er arbeitete, zu den Mahlzeiten und redeten dabei von gleichgültigen Dingen.

Einmal, als Celeste heftig gegen Hanna gewesen war, bat er sie, dies zu unterlassen und sagte: „Ich kenne Hanna genau und weiß, daß sie über heftigen

Worten tagelang kümmert. Ich habe dir schon gesagt: sie dient nicht im Hause wie ein beliebiges Mädchen, das sich zu diesem Zweck anbietet und dafür bezahlt wird, sondern es ist eine Gefälligkeit von ihr und ihren Eltern, daß sie da ist. Sie erhält auch keinen Lohn, sondern Geschenke, und ich habe sie aufgenommen, weil es mir eine große Freude war, die Gaben ihres Geistes und Herzens im Licht und der Wärme dieses Hauses wachsen zu sehen."

„Ja," sagte Celeste, „ich weiß es, und ich vergaß es um eine Sache, die gar keiner Rede wert ist. Hanna ist wirklich ein sehr sanftes und liebes Mädchen."

Es vergingen danach wieder einige Wochen. Die Leute redeten immer mehr von Silvanus und Celeste, obwohl immer die gleiche Stille um das Haus lag; eines Tages hieß es, der Herr Silvanus wolle sich auf eine Reise begeben, die ihn für unbestimmte Zeit vom Hause fernhalte.

Und es kam auch so.

An einem Frühsommermorgen fuhr er in dem Wäglein des Steinhofers zur Bahn und hatte Hanna gesagt: wenn es etwa geschehe, daß die gnädige Frau auch verreise, solle sie ihr in allen Dingen behilflich sein.

Es stand, da der Wagen aus dem Tale lief, noch

das bleierne Licht des Vorsonnenaufgangs zwischen Himmel und Erde, und Silvanus trat aus dem Hause wie einer, der den Schlaf der Zurückbleibenden nicht stören will. Er erzählte dem Steinhofer, daß er Geschäfte habe und danach in einer fernen Gegend Studien zu einem neuen Werke machen wolle. Darüber kamen sie zu ihrem Ziele, und der Wagen rollte heimwärts und rollte alsbald wieder den Talweg entlang.

Als Celeste zum ersten Frühstück in ihrem Zimmer erschien, lag ein Brief auf ihrem Tische. Es war ein umfangreiches Schreiben in dem Umschlage, und sie las:

„Ich hätte dies alles auch mit Dir besprechen können, liebe Celeste. Aber da durch Rede und Gegenrede leicht eine Verstimmung in Dir entsteht, die wahrscheinlich Ursache wäre, daß wir unsere Unterhaltung abbrächen, ehe noch alle Fragen beantwortet wären, so daß es danach zu neuen Auseinandersetzungen kommen müßte, deshalb schreibe ich Dir. Und ich schreibe Dir auch, weil auf diese Weise weder etwas zu fragen, noch kaum etwas zu antworten ist; denn es gibt nur eine Antwort, und diese ist eine Tat.

Ich will nicht, daß Dein Bild in mir stehe aus einer unseligen Stunde, sondern ich will dies Bild durch

meine Erinnerung tragen in jener klaren Schönheit, in der es in mir war, seit ich Dich zum ersten Male gesehen. Und so oft es später in dieser Erinnerung herauftaucht, will ich sagen können: es ist ein reines und sehr schönes Bild, und war doch der große Irrtum meines Lebens; aber ich will verhüten, daß es getrübt werde.

Ich habe Dich in dies Tal und in diese Einsamkeit geführt, wiewohl ich wußte, daß Du Dein Herz an jene Dinge gehängt hattest, die bis dahin um Dich waren; denn ich schätzte den Winkel im Walde, der Dir eine neue Heimat werden sollte, in seinem Werte für Dich falsch ein.

Das ist meine Schuld, die muß ich bezahlen, und ich habe die Pflicht, Dich von ihren Folgen zu befreien; denn ich bin zu der Gewißheit gelangt, daß Deine Gaben und Dein Wille Dir andere Bahnen weisen, und daß Du zu der Überzeugung gekommen seiest: meine Selbstsucht habe das Glück Deines Lebens vernichtet, ja, Du habest in unbegreiflicher Verblendung dies Leben mir zum Opfer gebracht.

Ich habe Dich gesucht und in dies Tal geführt, weil ich Dich sehr lieb hatte und weil ich glaubte, die Erkenntnis würde darin auf Dich warten, daß das Nußbaumhaus und seine Umgebung eine unendlich kost-

bare und beseligende Einsamkeit seien, und sein Besitz ein herrlicher Reichtum.

Aber Deine Tage blieben leer, und da Du in diesem Haus ein Kind nun gar als die Vollendung Deines Unglücks betrachtest, habe ich nichts weiter zu tun, als Dir zu sagen: gehe hin, wohin Dich Deine Sehnsucht ruft!

Vielleicht meinst Du: wenn meine Liebe zu Dir so groß wäre, wie ich sage — nämlich, daß nie ein Mensch mein Herz erfüllt habe wie Du — warum ich dann nicht dies schlichte Haus und meine Freude daran hinwerfe und mit Dir gehe?

Die Antwort ist leicht gegeben: ich würde in Deiner Welt stehen wie Du in der meinen, und es wäre an unserm Verhältnisse nichts geändert. Darüber hinaus aber würde es noch schlimmer sein; denn ich würde mich meines selbstgewählten Berufes begeben, eines Berufes, der das köstlichste ist, das einem Menschen aus seinen Gaben durch ein gütiges Schicksal geschenkt werden kann. Ich würde die vornehmste Bedingung meines Schaffens: die Sammlung aller Kräfte, die einzig die Einsamkeit gewährt, dahingeben um nichts — denn Dich würde ich doch nicht erringen. Und Du müßtest mich verachten, wenn ich das Geschenk dieser Gaben in falsche Werte münzte. Ein Dichter, der nicht schafft

aus der Sammlung aller seiner Kräfte, begeht ein Verbrechen an sich selbst, und einer, der diese Kräfte in den Dienst der Götzen seiner Zeit stellt, ein Verbrechen an der Menschheit.

Wenn ich den Irrtum, der mich zu Dir zwang, noch mit der Torheit krönen wollte, so folgte ich Dir und verlöre mich selbst; denn jetzt verlier' ich nur Dich — ich habe Dich schon verloren.

Du aber verlierst garnichts, und die Tage im Nußbaumhause werden in Deinem Leben stehen als eine Reise, die sehr schön begann und an der Du müde wurdest. Du wirst heimkehren und wirst in Freude die Gewohnheiten der anderen Zeit wieder aufnehmen, die Dir lieb waren. Und Du wirst vielleicht von Zeit zu Zeit an diese Reise denken und mit Deiner Seele die Bilder betrachten, die in Deiner Erinnerung geblieben sind. Ich möchte nicht, daß sie als tiefer Schatten in Deinem Leben liegen; denn ein Leben, das nicht in heiterer Schönheit dahinfließt, ist eine Verirrung vom Wege. Und wäre nicht ich derjenige gewesen, der diese Verirrung verschuldete?

Ich bleibe dem Nußbaumhause vier Wochen fern und lasse Dich an einer Wegscheide zurück, an der der Weiser in das Leben steht, an dem Du wieder froh zu werden hoffst. Ich dränge Dich nicht auf diesen Weg,

sondern will Dir in allem die Entscheidung überlassen. Wenn Du ihn gehst, so nimm Dir aus dem Hause mit, was Dir Freude macht, und wenn ich Dich nicht mehr finde, so will ich darin Deinen Willen erkennen, daß wir unsere Ehe nach aller Form des Rechtes scheiden. Verläßt Du das Haus, so lebe wohl und werde glücklich. Robert Silvanus."

Hier endete der Brief.

Die scharfe Klarheit des Herbstes, die morgens noch viel reiner um Celestes Schönheit lag, erfuhr danach keine Wandlung, es war vielmehr, als hätte sie alles genau so erwartet.

Sie faltete das Schreiben zusammen und barg es in ihrem Morgenkleide. Sie schritt einige Male im Zimmer auf und nieder, setzte sich zum Schreiben und schellte nach dem Frühstück. Hanna kam herein, und Celeste sagte zu ihr: „Ich werde heute mittag auch verreisen. Bestelle den Wagen bei deinem Vater, Hanna, und wenn Herr Silvanus nach einiger Zeit zurückkehrt, so sage ihm, es liege ein Schreiben für ihn in seinem Zimmer."

„Ich will dem Herrn Silvanus alles ausrichten," sagte Hanna mit sehr sanftem Klange der Stimme; denn wiewohl sie nicht wußte, wie sich Tag für Tag eine Masche des schimmernden Netzes von der anderen

gelöst, das über den beiden Menschen gelegen hatte, so fiel doch die furchtbare Ahnung in ihre Seele: es möchte alles zwischen ihnen zerrissen sein.

Danach trug sie die Koffer herzu, sie gingen durch alle Zimmer, nahmen alle Dinge auf, die Celestes Eigentum waren, und legten sie in die Koffer.

Hanna fragte mit keinem Worte; aber ihre Hände zitterten bei jedem Griff. Einmal dachte sie: es müsse etwas Entsetzliches geschehen sein; denn sie hatte noch nie gehört, daß zwei Menschen, die vor dem Altare getraut waren, voneinandergingen. Dann sagte sie sich: sie sei ein törichtes Kind und verstehe nichts vom Leben so kluger und anders gearteter Leute; denn wie könne Celeste, wenn sie für immer aus dem Nußbaumhause gehe oder ihren Mann garnicht wiedersehe, mit so großem Gleichmut vor dieser letzten Stunde stehen? Und wie könne dies überhaupt geschehen, da niemals ein Streit zwischen ihnen gewesen wäre?

Als die Koffer gefüllt waren, schickte Celeste Hanna nach Hause — es sei nun garnichts mehr zu tun, sagte sie, und sie solle es während der Zeit, da niemand da wäre, nur so halten, wie sie es vordem auch gehalten habe.

„Ja," sagte Hanna. Dann reichte ihr Celeste die Hand, und es war auch bei diesem letzten Händedruck die

unwandelbare Ruhe in ihr, die so klar und doch so undurchdringlich war.

„Werden Sie solange fortbleiben, gnädige Frau?" fragte Hanna nun doch in ihrer Verwirrung, wiewohl sie vor jedem Worte, das ihr gesagt werden konnte, eine große Furcht hatte.

„Ich werde wahrscheinlich sehr lange bleiben," sagte Celeste, — „es ist noch garnichts bestimmt."

Dann wandte sie sich ab und machte sich reisefertig.

Hanna war hinausgegangen, der Wagen fuhr vor, sie trugen die Koffer herab und legten sie in den Wagen. Celeste kam aus dem Hause, und der Wagen fuhr mit ihr davon. Da es Herr Berengar in diesen Wochen vermieden hatte, das Nußbaumhaus zu betreten, vielleicht weil er wußte, daß die Fäden, die in so strahlender Hoffnung geschlagen worden, sich sanft aber schmerzlich zu lösen begannen, ließ Celeste auch ihn bei ihrem Abschiede nicht grüßen.

Danach kamen das Vroneli und seine Mutter, und es kam die Steinhoferin; sie schritten den Hang bei dem Hause herab; denn sie hatten im Walde gewartet, ob Celeste den Wunsch hätte, noch ein Wort mit ihnen zu reden.

Aber es geschah von alledem nichts, sondern der Wagen rollte immer weiter hinaus und rollte aus ihren Augen.

Celeste wandte sich nicht ein einziges Mal.

Hanna lief, da sie das Bild schon in das Dunkel des Waldes versickern sah, unter den Nußbaum, warf ihre Arme über den Tisch und schrie: „Es ist so traurig, es ist ganz unsagbar traurig!"

Dann stürzte der Schmerz in heißen Tränen aus ihren Augen.

Die Frauen waren nun auch unter dem Nußbaume, standen vor dem Rätsel dieser Stunde und fanden keine Lösung.

„Sie wird nie, nie wiederkommen!" rief Hanna. „Kann es denn einen Menschen geben, der so schön und so steinern ist? Kann es denn einen Menschen geben?"

Und das laute namenlose Leid brach wieder aus ihr hervor.

Dann sprang sie auf und lief in das Haus. Sie ging durch alle Zimmer, öffnete die Türen der Schränke und zog die Schubfächer heraus — sie waren leer. Die Frauen und Vroneli gingen Hanna nach und sagten: „Wie schön sie es gehabt hat!"

Sie sahen alles an, und aus allem schlug ihnen die Leere, die tiefe Verlassenheit entgegen. Vordem, da auch niemand in dem Hause gewesen war und doch schon die Geräte an ihrem Platze gestanden hatten

hatten sie alles mit den Kränzen ihrer Hoffnung und Freude geschmückt ... nun waren die Tage des Festes vorbei und die Blumen zertreten.

Die Frauen redeten an den Ereignissen herum, sie deuteten sich auch etliches, aber ihre Worte und Gedanken waren nicht hell genug, Licht in das Geheimnis zu bringen. Sie wußten auch von den Briefen, die sich Silvanus und Celeste geschrieben hatten, und sagten: es müsse etwas Schreckliches zwischen ihnen stehen, wenn sie nicht einmal mehr von Angesicht zu Angesicht darüber geredet hätten.

Sie suchten nach diesem Schrecklichen, aber sie fanden es nicht, und zuletzt blieb die Furcht Hannas in ihnen: es sei alle Gemeinschaft zwischen diesen beiden Menschen aufgehoben und sie würden einander nie wiedersehen.

Dann warteten sie auf die Heimkehr des Steinhofers.

Endlich hielt der Wagen vor dem Nußbaumhause, aber der Steinhofer sagte: Celeste habe mit keinem Wort an diese Dinge gerührt, er wisse nichts, als daß sie verreist sei; es habe ihm auch geschienen, als wisse sie selbst nicht mehr.

Dann gingen sie in ihre Häuser und warteten wieder. Sie warteten auf die Heimkehr des Herrn Silvanus, oder sie warteten auf einen Brief von ihm.

Es kam aber keiner.

Hanna ging an jedem Tag ins Nußbaumhaus, nahm jedes Ding in ihre Hände und säuberte es und ließ Sonne herein. Sie goß die Blumen und fühlte ihre Freude ganz leise wieder wachsen, wenn es recht schön und leuchtend in den Zimmern war und sonderlich um alles, von dem sie wußte, daß das Herz des Herrn Silvanus daran hänge. Sie dachte, wenn er wieder über die Stiegen und Teppiche schreite, dann müsse auch das alte stille Glück wiederkommen; denn daß er nur für wenige Tage zurückkehren und dann auf immer fortgehen könne, und keiner wisse wohin — der Gedanke erschreckte sie wohl einmal, aber er flog vorüber.

Es verging eine Woche nach der anderen. Hanna blieb an jedem Tag im Nußbaumhaus, und als alles schon bereitet war, begann sie immer von neuem zu säubern und ließ ihre Liebe und Treue um alle Dinge gehen; denn sie wollte dem Hern Silvanus seine Einsamkeit nun noch viel schöner machen, so schön, daß er garnicht wisse, er habe etwas verloren.

Die Steinhoferleute ließen sie gewähren. Sie hatten sich nun ohne ihre Hilfe gewöhnt, und es kam auch die Zilli aus der Brettmühle über Tag manchmal zu ihnen, in Haus oder Hof zu helfen — von den beiden

Schwestern konnten die Eltern in dem kleinen Besitz am Waldrand leicht eine missen. Und ohne daß darüber geredet wurde, liefen sich die Dinge zurecht, die künftig sein sollten: wenn die Ostern gekommen wären und Zilli nicht mehr in die Schule gehe, sollte sie im Steinhofe die Stelle Hannas ganz übernehmen ...

Nun aber war jenes Ereignis in das Gleichmaß der Tage getreten, von dem keiner wußte, was ihm folgen werde, und die Frage stand noch immer ungelöst und bang in allen Herzen: ob es nicht am Ende so würde, daß der Herr Silvanus in die Stadt ziehe?

Der Steinhofer sagte sogar, es werde ganz bestimmt so kommen; Silvanus und Celeste seien zwar sehr verschiedener Art, aber sie würde ihn doch wohl gebeten haben, in der Stadt zu wohnen, und Silvanus würde ihr diese Bitte nicht abschlagen, wenngleich er gesagt habe, er wolle das kleine freundliche Haus nie verlassen. Oder es würde sich ein anderer Weg finden, vielleicht der, daß sie nur im Sommer einige Wochen im Tale blieben.

Hanna wollte von diesen Reden nichts hören, sondern sagte: dazu hätte der Herr Silvanus das Nußbaumhaus viel zu lieb, und er brauche alles genau so zu seinem Wohlbefinden, wie er es sich gerichtet habe.

Weil sie fühlte, daß die anderen die Ansicht ihres

Vaters teilten, schob sie ihre Heimkehr am Abend immer weiter hinaus. Ab und zu kam das Vroneli zu ihr und brachte auch manchmal seine Mutter mit, und so warteten sie die Tage herum.

Es geschah in dieser Zeit abermals etwas sehr Merkwürdiges, und dennoch wurde es weder von einem der Menschen aus dem Tal als merkwürdig empfunden, noch später von Silvanus: der Maler Berengar nämlich, von dem man wußte, daß er in diesem Jahre bis weit in den Herbst hinein in der Herrgottswiege wohnen wollte, verließ das Tal drei Tage nach Celeste. Er sagte wie diese, daß er verreisen wolle und wahrscheinlich längere Zeit ausbleiben werde, daß aber noch garnichts bestimmt sei. — Außer seinem Malgerät nahm er nichts mit; seine Bücher, Kleider und was er sonst besaß — alles blieb in dem Haus am Brunnen, und er zahlte am Tage seiner Abreise die Summe, die er für die Wohnung bis Mitte November zu erlegen hatte. — Vielleicht war dies der Grund, daß über seinem Weggange niemandem etwas einfiel . . .

Als die vier Wochen vergangen waren, hatte sich Hanna eine so große Bangigkeit und Freude in die Seele gesehnt, daß sie sich ein Lager im Badezimmer richtete, weil sie in dem Augenblick um Silvanus sein wollte, in dem er in das Haus trete.

Sie legte sich in den Kleidern zur Ruhe, aber die Nacht verging und Silvanus kam nicht. Er kam erst am Morgen, und es war wieder ganz anders als Hanna es sich gedacht hatte — sie hatte eine Welt voll Freude in ihrem Herzen, aber sie ging ihm mit ganz stillem Glück entgegen; sie wollte ihre Freude hinausjubeln aber sie wußte nicht, was sie ihm zuerst sagen sollte; denn was sie am heißesten brannte — nämlich: daß Celeste gleich am Tage nach seiner Abreise das Haus verlassen habe, daß sie alles mitgenommen, was ihr gehörte, und nur einen Brief für ihn zurückgelassen habe — das schnürte ihr nun das Herz zusammen. Sie dachte: wenn sie ihm mit dieser Botschaft entgegenliefe, so könne sie ebensogut Steine nach ihm werfen.

Aber Silvanus riß sie aus aller Bangigkeit.

„Es ist sehr schön, daß ich dich so froh wiedersehe, liebe Hanna," sagte er. „Ich habe große Sehnsucht nach dem Nußbaumhause, nach dir und nach euch allen gehabt. Bist du lange allein gewesen?"

„Immer," sagte Hanna.

„Ich dachte es mir," sagte Silvanus. „Und du hast dich darüber sehr erstaunt?"

„Ja, Herr Silvanus, wir haben uns über die Maßen gewundert."

„Es ist alles gut geworden," sagte er; „und es wird nun wieder so um uns sein, wie es von dem Tag ab gewesen ist, an dem ich in euer Tal kam."

Da faßte sich Hanna mit beiden Händen ans Herz — „Es wird alles wieder so werden?" Diese Worte flogen von ihrem Mund auf wie die Lerchen aus dem Mohnfelde.

„Alles," sagte er und ergriff ihre Hand und streichelte sie.

„Ich habe schon das ganze Haus so hergerichtet, wie ich weiß, daß es Ihnen gefällt. Nun will ich nur noch rasch ein Brot holen; denn ich mochte dieses nicht früher herlegen, bis Sie auch wirklich gekommen seien. Es hat sich soviel Wunderliches an dem Nußbaumhause vorübergelebt — zuletzt wieder die Zeit des schrecklichen und bangen Wartens, daß ich garnicht mehr wußte, wie ich es recht machen würde. Aber nun weiß ich wieder alles!" rief sie und flog ihrem fröhlichen Herzen nach. —

Silvanus trat an den Schreibtisch, erbrach den Brief, der unter dem großen gläsernen Würfel lag, und las:

„Robert, in Deinem Briefe ist jedes Wort so wohl erwogen, daß ich in der Tat wortlos gehen könnte. So sicher ich weiß, daß ich meine Ansichten niemals ändern werde, so weit sie mein Leben angehen, so sehr zweifle ich, daß Du über die Gewohnheiten des Deinigen das

letzte Wort gesprochen hast. Ich meine vielmehr: der Tag wird kommen, an dem auch Dir die Einsamkeit der Umgebung dieses Hauses so schwer auf die Seele fällt wie mir und in der Du Dich mit dem Hunger nach der Welt durch die Leerheit Deiner Tage tastest, die dir dann alles gegeben haben, was in ihnen ist. Zuletzt steht vielleicht noch mein Bild an dem Himmel, von dem alle Lichter gefallen sind, und es könnte kommen, daß Du Dich noch einmal aufmachst, mich zu suchen. Auch mir ist ein Glück verloren gegangen, aber Du hast recht: wir wollen uns trennen, eh' unsere Herzen sich verbittern. Ich will ein Jahr lang die Erinnerungen an Deinen Irrtum auszulöschen suchen und will warten, ob Du nicht etwa heut in einem Jahre den Weg schreitest, auf dem Du mich zum anderen Male findest. Geschieht dies nicht, so wollen wir uns beide ganz verlieren; denn dann wissen wir: der Wandel konnte nie kommen, in dem wir glücklich wurden. Celeste."

Der Brief war am siebenten Tage des Monats Juni geschrieben.

Silvanus faltete ihn zusammen und legte ihn zu anderen.

Dann kam Hanna zu ihm herein. Ihre Augen blühten nun wieder im Glücke der Frühlingserde, wie ihr Herz. Er ließ sich von ihr erzählen, was Celeste mit ihr ge=

redet hatte und sprach von ihr mit der Ruhe, die sie an ihm kannte.

„Und die gnädige Frau wird nie wiederkommen, nie — nie? fragte Hanna.

„Nie," sagte Silvanus.

„Und Sie werden auch nicht zu ihr gehen — nicht ein einziges Mal?"

„Nie," sagte Silvanus.

„Ist denn das nicht furchtbar traurig?" fragte sie ganz langsam.

„Nein, Hanna. Aber es wäre furchtbar traurig geworden."

„Das verstehe ich nicht. Ich verstehe wohl noch viel zu wenig vom Leben."

Darauf antwortete Silvanus nicht mehr. Er ließ sich von ihr durch das Haus führen wie einer, der es von neuem in Besitz nimmt.

Dann kam eine lange Reihe stiller Tage, in denen es zwischen ihm und den Leuten aus dem Tale wieder wurde wie zuvor. Er sprach mit ihnen über alles ohne die leiseste Bitterkeit. Sie fühlten, daß weder der Haß noch die Reue, noch sonst ein Rest der anderen Zeit fremd in seiner Seele geblieben sei, sondern es war die freudige Klarheit in ihm, die sie an ihm gewohnt waren, und sie sagten: „Es ist alles richtig, was der Herr Sil-

vanus tut; aber daß aus lauter Liebe zwei Menschen
sich finden und aus lauter Fürsorge für einander sich
trennen — das ist doch das wunderlichste, das je ge-
schehen ist."

4.

Hanna.

Es waren nun für Hanna Tage der Wunder gekommen, in denen die vielen Fragen sich allgemach lösten, die während des Frühlings an sie herangetreten waren.

Diese Tage der Wunder sind in jedem Menschenleben; es sind die Tage der Entdeckung der Seele. Aber sie gehen in der Lautheit des jungen Lebens häufig unter, oder sie schreiten an unbesinnlichen Herzen ganz vorüber. Und erst wenn ihr seliger Zauber versickert ist in dem unermeßlichen Brunnen, den wir Vergangenheit nennen und in dessen Spiegel für die Menschen etliches stehenbleibt — schön und unerreichbar und ewig verloren — sehen sie aus diesen Bildern, daß sie auch für sie einstmals holde Gegenwart gewesen sind. Dann schauen sie eine Weile mit dem Staunen ihrer Augen darauf hin, sitzen am Rande des Brunnenschachtes und fragen so in sich hinein: wie war es denn

möglich, daß sich dies alles an mir vorübergelebt hat, und ich wußte es nicht?

Es mag kaum einen Menschen geben, dem dieses Schauen in den dunklen Brunnen der Vergangenheit erspart bleibt, in dem jedes Bild immer von einem Stück Himmelblau umwoben ist — in schwachen Gemütern wächst darüber die dunkle Rose der Reue, in stärkeren der Wille zu bewußterem Leben.

Hanna hatte mit den Leuten aus den Häusern bis dahin über Celeste geredet — von ihrer Schönheit, von ihren Kleidern und von den mancherlei Dingen, die sie zur Pflege ihres Leibes gebraucht hatte, und von denen man im Tale garnicht wußte, daß sie da wären.

Als dann aber wieder die Leere an Stelle des schönen fremden Lebens trat und die langen Wochen des Alleinseins für Hanna kamen, und als für sie doch alles noch in einem so hellen Lichte der Erinnerung blühte, daß ihre Augen oft nach der Wirklichkeit suchten und sie meinte: sie müsse mit den Händen greifen können, was da und dort gestanden habe — da nahm das Wunder seinen Anfang.

Die Gewohnheiten, in denen sie bis dahin auf dem Steinhofe gelebt hatte und die auch die der anderen waren, wurden ihr in dem Grade fremder, in dem ihr die des Nußbaumhauses geläufig wurden. So löste sie

sich immer mehr von jenen; denn das flüchtige schöne Bild Celestes erfüllte ihre Gedanken, aber sie redete nicht mehr darüber. Das ganze Haus stand in einem anderen Lichte, seit diese Frau hindurchgeschritten war, und es blieb ein Schimmer von ihr, ein hohes klares Scheinen, das in keinem Schatten ertrank; denn Celeste war immer von großer Freundlichkeit gegen sie gewesen.

Hanna hatte vordem auch nie über die Lebensführung und das Wesen des Herrn Silvanus nachgedacht. Dieser war in das Tal gekommen, als sie noch ganz Kind war — nun war sie über den vielerlei Ereignissen besinnlicher geworden als es ohne diese geschehen wäre; denn neben dem Bilde Celestes stand noch in jeder Stunde das des Mannes. Von beiden hatten die Leute gesagt: sie sind einander immer fremd geblieben, und dabei hatten sie sich zuletzt beschieden.

Hanna lernte nun die Verschiedenheit des Wesens sehen, und sie fand auch, daß es dafür gar keine Worte gebe, sondern daß dies Dinge seien, die man wohl nur mit dem Herzen erfassen könne. Nur dem Vroneli versuchte sie manchmal mit einem Worte zu deuten, was ihr eingefallen war, wenn das Mädchen vom Brunnen einmal rasch durch die sinkende Sommernacht vor das Küchenfenster des Nußbaumhauses kam, um mit ihr

nach Hause zu gehen. Sie legten dann die Arme zu stillem Plaudern ineinander und sprachen leise, weil sie die Geheimnisse ahnten, die in ihnen zur Blüte drängten.

Manchmal saßen die beiden Mädchen auch mit Silvanus vor dem Hause und hörten seine klugen und sanften Reden. Sie fragten ihn dabei um viele Dinge aus dem Leben der Menschen, an die sie früher garnicht gedacht hatten — nur von Celeste redeten sie nicht mit ihm, sondern warteten, bis das Gespräch wie von selbst sich zu ihr hinüberleitete. Dies geschah aber fast nie. Und je mehr Zeit seit ihrem Auszuge verstrich, desto seltener schien die Erinnerung an sie in Silvanus emporzutauchen, oder er vermied es aus einem anderen Grunde, ihren Namen zu nennen.

„Vielleicht tut ihm nun doch das Herz weh nach ihr," sagte Vroneli eines Abends, da sie wieder auf dem Steig neben dem Bache dahinschritten.

„Vielleicht," antwortete Hanna. „Aber warum ruft er sie dann nicht zurück? . . . Ach ja, sie hat gesagt: ihr ganzes Leben gleite ihr in der Einsamkeit unseres Waldwinkels aus den Händen."

„Aber er könnte sie doch suchen, wenn er sie noch lieb hätte", sagte Vroneli.

Da zog Hanna die Achseln: „Das letzte an diesen

Dingen werden wir wohl nie erfahren und können es uns auch garnicht denken, weil wir anders sind.... Ich wünschte, es bliebe immer so wie jetzt."

Vroneli lachte — „Es bleibt garnichts immer so! Eines Tages wird der Herr Silvanus wieder verreisen, und wenn er heimkommt, bringt er eine andere Frau mit. Oder er zieht fort aus unserem Tale, weil es ihm doch am Ende zu einsam wird. Oder ... " Vroneli legte die Hand vor den Mund und lachte heimlich darunter hervor — „oder es kommt einer und will die blonde Hanna zur Frau haben ... denkst du, du sagst dann zu ihm: nein, ich kann keines Mannes Frau werden, weil ich bei dem Herrn Silvanus zu tun habe?"

Hanna wurde ganz still darüber, und Vroneli hatte doch gedacht, sie werde mit ihr darüber lachen —

„Ich weiß nicht, ob ich das nicht doch sagte," antwortete sie nach einer Weile.

Da starrte das Vroneli mit ihren dunklen Augen in Hannas blaue, die ganz weit offenstanden, und es ward ihm, als könne es durch die festlich blanken Fenster bis in ihr Herz sehen — „Hanna", sagte es, „das ist eine wunderliche Rede!"

„Was ist denn so wunderlich daran?" fragte Hanna. „Denkst du, es wäre dann noch so schön um mich her... und so schön in mir?"

„Wenn dich einer furchtbar lieb hätte und du ihn ...“

„Ja dann — aber ich wüßte garnicht, wie das geschehen sollte.“

„Ich von mir eigentlich auch nicht,“ sagte Vroneli, „und manchmal denk' ich, es wird einmal noch viel viel einsamer um uns. Merkst du das jetzt nicht auch schon? Wenn man noch in die Schule geht, denkt man ganz anders ... Wie sagte der Herr Silvanus? ‚Es sind dann mit einem Male nicht mehr so viele Türen ins Leben, weil man eines Tages die sieht, die geschlossen sind‘, sagte er ... und das ist ganz richtig.“

An diesem Worte wurden sie beide stille, gingen ganz langsam hinter ihren Gedanken her und streiften, da sie auf den Wiesensteig gekommen waren, mit ihren Rocksäumen schon den Tau aus dem Sommergrase.

„Weißt du auch, daß wir kein Wort geredet haben, seit wir aus den Fichten am Hange herausgetreten sind?“ fragte Vroneli, als sie zu dem Haus am Brunnen gekommen waren.

„Ja,“ sagte Hanna, „ich habe daran gedacht, daß uns der Herr Silvanus schon viel Schöneres und Herrlicheres gesagt habe als das mit den Türen, aber das meiste ist so an den jungen Ohren vorbeigeflogen. Ich will mir nun alles besser merken,“ sagte sie; „er redet

an jedem Tag etwas, das wert ist, mit ins Leben genommen zu werden."

„Du," lachte das Vroneli und drohte mit ihrem Finger, „ich habe dich noch nie so nachdenklich reden hören!"

„Das ist, weil du gesagt hast: es wird einmal die Zeit kommen, in der alles anders geworden ist ... Ich glaube, das wird eine sehr traurige Zeit."

Dann wandte sie sich rasch ab — sie hatten da wieder einmal über Dinge gesprochen, die nur in der Stille des Herzens schön sind, weil sie im Herzen liegen wie Träume, oder wie der Tau in einer Blume. Wenn erst einmal daran herumgeredet worden ist, haben sie ihren geheimnisvollen Schimmer verloren. —

Es war, als habe sich in der Herrgottswiege nun wieder alles in das Gleichmaß des Lebens hineingelaufen, in dem nur der Wechsel der Jahreszeiten eine Änderung hervorruft. Von dem Eintreffen Silpas, der Zigeunerin, von der nie wieder eine Kunde gekommen war, bis zur Ankunft Celestes war im Tale garnichts geschehen, was einer Rede am Herdfeuer wert gewesen wäre, bis auf jene Nacht, die der Bruder Vronelis und Hanna in der Höhle verbracht hatten.

So oft sie rückwärts dachten, fragten die Leute auch einmal nach dem Kettlein des Vroneli und ob es dem

Schicksal wohl je einfallen werde, eine Antwort auf diese Frage zu geben.

Nun, im Sommer, war aber auch dazu nicht Zeit; denn es kam der Gras- und Roggenschnitt, und schon im Grauen des Tages rollten die Wagen mit den Sensen und dem Schlagzeug aus dem Tal auf die kleinen Feldbreiten, die draußen da und dort herumlagen, eine halbe Tagereise entfernt. Da mähte Vronelis Mutter das Korn, und Vroneli schritt hinter ihr drein und häufelte es mit Arm und Sichel; sie legten die Strohseile und banden die Garben. Aber die Menschen sahen sich fast nie, wenn es nicht beim ersten Morgengruße geschah — um die Zeit, da die Lerchen sich im Klee den Tau von den Flügeln strählen; denn die wenigen Äcker liegen in dieser Gegend in den Senken zwischen Wiesen und Holz, und die Zeit der Ernte ist lang; denn der Hafer öffnet die Schnäbel seiner Rispen erst, wenn die Jungvögel schon zur großen Reise rüsten.

Während der Erntewochen war tagsüber außer Hanna und dem Herrn Silvanus kein Mensch im Tal... Diese goldenen Wochen voll Reifen und Sonne sind noch viel stiller als die silbernen des Winters; denn weder das weiße Segel einer Wolke noch die blanken Maschen der Luft geben ein Klingen; und das

einzige feine Singen der Grashüpfer und Grillen, das in den verblühten Wiesen ist, ist kaum zu hören, weil es in einer sehr straffen goldenen Saite zwischen Sonnenaufgang und -untergang gespannt ist, und mit seinem immer gleichen Tone, in dem kein Schwellen und kein Wechsel der Farbe ist, zu der tiefen Stille gehört — etwa wie das unaufhörliche Ticken einer Uhr, das auch erst wahrnehmbar wird, wenn es einmal schweigt.

An einem dieser hohen Sommertage hatte Hanna eine sehr große Freude — so groß, daß sie dachte, sie könne dem Herrn Silvanus seine Güte mit all ihrer Sorge um ihn und das Haus doch niemals vergelten.

Als sie nämlich gegen Mittag einige Wäschestücke von der Umzäunung des Höfleins nehmen wollte, sah sie einen mohnroten Sonnenschirm auf dem Talwege wandeln, und darunter ein Stadtfräulein. Das Fräulein kam den Steig am Hang empor, legte eine Tasche auf den Tisch und sagte: dies wäre doch wohl das Nußbaumhaus, in das sie von dem Herrn Silvanus bestellt sei?

„Wenn Sie dahin wollen — dies ist in der Tat das Nußbaumhaus,“ sagte Hanna, und ihre Gedanken fingen an zu flirren wie die Hitze über der Sommerwelt.

„Und dann sind Sie sicher auch das junge Mädchen, für das ich die schönen Dinge bringen soll, die heut abend mit meinem Gepäck kommen ...“

Hanna hatte einmal zu Silvanus gesagt, Frau Celeste hätte mit ihren weißen Fingern so seidene Wunder in feines Leinen gestickt, daß es ganz herrlich anzusehen gewesen wäre.

Silvanus kam nun heraus zu ihnen; denn er hatte die Stimmen gehört und sagte: es sei alles richtig, er habe das Fräulein bestellt, damit es Hanna einige Tage in jenen Arbeiten unterrichten solle, die sie an Celeste so bewundert habe; sie werde nun viel mehr lernen, als die gröberen Dinge, zu denen in der Schule schon ein wenig Gelegenheit gewesen wäre. Und zu dem Fräulein sagte er, es solle nur alles von Hanna verlangen, was nötig sei: Essen und Trinken oder ein Bad nach dem langen Weg in der Sonne. Danach solle Hanna das Zimmer neben der Küche richten und für alles sorgen, da das Fräulein zwei Wochen im Nußbaumhause wohne.

„Ich bin so überrascht, daß ich wieder einmal garnicht weiß, was ich zuerst tun soll,“ sagte Hanna aus ihrem tiefen Glück heraus, „der Herr Silvanus ist so gut zu allen Menschen und besonders zu mir — er ist ganz unbeschreiblich gut, und ich bin froh, daß ich es

endlich einmal jemandem erzählen kann; denn hier wissen es schon alle Leute — es sind nur diese paar Häuser im Tale. Wenn ich alles kann, was ich in der folgenden Zeit mit großem Fleiße lernen will, werde ich so viel schöne Dinge für das Haus sticken, daß... daß..." Da liefen die blauen Brünnlein ihrer Augen über... „Ach Gott," sagte sie — „erst seit der Herr Silvanus da ist, weiß ich: es gibt ein so liebes heißes Glück, daß man darüber weinen muß." —

Als auch die Zeit dieses Lernens vorübergegangen war, schied die Lehrerin sehr freundlich und ungern aus der Traulichkeit des Tales und des Nußbaumhauses, und Hanna — da ihre Hand beim Auseinandergehen in der des Fräuleins lag — wiederholte die Worte der Steinhöferin: wenn im folgenden Jahr oder später die Herrgottswiege noch immer als schöne Erinnerung in ihren Gedanken stehe, und wenn sie Sehnsucht danach habe und mit der Schlichtheit des Steinhofes fürlieb nehmen wolle, dann solle sie für einige Sommertage nur zurückkehren, sie werde den Steinhoferleuten eine sehr große Freude mit ihrem Besuche machen.

Danach ging sie fort, und Hanna geleitete sie — wiewohl sie einander schon alles Glück des Himmels gewünscht und sich die Hände immer von neuem ge-

schüttelt hatten — ein Stück aus dem Tale bis gegen den ersten Waldstreifen, der sich quer durch das hellere Grün der Wiesen schlägt. Nach diesem Waldstreifen kommen wieder Wiesen, oder es kommen die farbigen Flächen der Felder, von denen die Raps- und die Flachsbreiten zur Zeit der Blüte gelb und himmelblau leuchten; und dann kommen die mächtigen Forsten, die bis an die dämmerigen Fernen des Gebirges zu reichen scheinen. Aber es ist nicht andem, sondern diese dunklen und kühlen Wälder ziehen sich an einem sanften Hang in eine tiefer gelegene Ebene und hören alsbald ganz auf, weil jene Ebene mit ihren vielen Bächen sehr fruchtbare Gefilde besitzt; erst wenn man einen halben Tag zu Wagen gereist ist, gelangt man an das blaue Gebirge, das man in hellen Tagen vom Nußbaumhaus aus als einen unsäglich sanften und schönen Traum um den Rand der Erde sich schlagen sieht.

Die freundlichen Bilder, die an diesem Tag aus dem Tale getragen wurden, wandelten sich allgemach zu einer nicht minder freundlichen Erinnerung, ja, sie standen in dem Lichte dieser Erinnerung Jahre danach noch in so verklärter Lieblichkeit, daß die Sehnsucht das alternde Fräulein oftmals rief — aber zu einer Reise kam es nicht.

Dennoch sahen sich Hanna und ihre einstige Lehrerin

nach recht langer Zeit in der Stadt Celestens wieder Und es gelangte dadurch eine Botschaft in die Herrgottswiege, die war über die Maßen erstaunlich und war so wunderbar, daß das Vroneli, als es Urgroßmutter geworden war, sie nie vergaß, wenn sie ihren Enkelkindern von den freundlichen Zeiten erzählte, in denen der Dichter Silvanus noch mit seinen klugen Augen und seinem Märchenherzen unter dem Nußbaume vor dem Haus am Hange gesessen habe. In jener Urgroßmütterleinzeit des Vroneli war der Herr Silvanus längst schon selbst ein schönes Märchen geworden, und sein Leben und alles, was sich an ihm gefreut hatte; denn ganz zuletzt war nur das Vroneli übriggeblieben und trug das Silber seines langen langen Lebens auf den Scheiteln und das Gold des Erinnerns in seinem Herzen. Und es schlug aus diesem Golde für die Nachfahren die Seiten zu dem köstlichen Buche seines Lebens, davor alle andächtig wurden, wenn das Vroneli einmal darin blätterte. —

Hanna lebte nun dahin in den Ahnungen der Schönheit und der Geheimnisse des Lebens. Es war für sie die Zeit, in der die Träume so licht werden, daß davon ein Glanz in den Augen stehenbleibt; denn sie spiegeln das tiefe Leuchten der Sterne eines Himmels, der ihnen bis dahin verhüllt war. Es hatte sich an ihr der Wandel

vollzogen, der unter allen Veränderungen die heimlichste, wunderbarste und rascheste ist: aus dem Kinde Hanna war eine Jungfrau geworden. Sie hatte zu allen Dingen um sie her ein anderes Verhältnis gewonnen, nur Silvanus gegenüber war alles geblieben, wie es gewesen war. Ihre Augen hingen an seinem Munde wenn er sprach; sie suchten seine Wünsche zu erraten, ehe er noch ein Wort dafür gefunden hatte; und ihr Herz fürchtete sich vor der Stunde, in der er ihr sagen könne, daß ihrer Sorgfalt etwas entgangen sei.

Sie sah ihn übrigens während vieler Tage nur für Augenblicke; denn es war, als sei er nun wieder ganz Herr der fröhlichen Stille, in der er seinen dichterischen Gedanken nachgehen konnte ...

Darüber verfiel sie aufs neue ins Raten. Zum ersten Male suchte sie zu erforschen, ob denn ihr Werk im Hause garnicht mehr für ihn da wäre — oder ob ihm gar etwas fehle, weil er sich so tief in seine Ideen und seine Bücher vergrub? Oder ob er den Schmerz um Celeste zu vergessen suche?

Wenn er dann aber zu ihr heraustrat in die blauen Schatten unter dem Nußbaum, in denen die goldenen Säulchen der Sommersonne standen, und wenn sie seine frohen Augen sah und wieder den Klang seiner

Stimme hörte, dann sagte sie sich, daß ihre Bangigkeit töricht gewesen sei; und all die Fragen blieben ungefragt.

Sie wußte auch, daß er Celeste manchmal vorgelesen, was er geschrieben hatte, und der Gedanke machte sie traurig, daß er nun niemanden mehr habe, der sich mit ihm an seinem Werke freuen könne; sie selbst sei dazu gewiß noch viel zu jung und unerfahren . . .

An jedem Tage, wenn sie die Pflichten im Hause mit aller Pünktlichkeit erledigt hatte, die darauf zu verwenden war, kamen ihr über dem Stickrahmen oder den Näharbeiten die gleichen Gedanken. An jedem Tage dachte sie diese ein Stück weiter, aber sie fand nie den Mut, mit Silvanus darüber zu reden; denn über aller Freundlichkeit, die er ihr bezeigte, rückte ihr das kluge und edle Mannestum des Herrn Silvanus nicht näher, und weil er über sein Werk noch nie mit ihr geredet hatte, blieb die Entfernung zwischen ihm und ihr für sie immer gleich unermeßlich. Und so kam ihr die Erkenntnis: daß der Mann, mit dessen Gewohnheiten sie so innig vertraut war wie mit den ihren und der ihr alle Freundlichkeit schenkte, die ein Mensch dem anderen schenken kann, doch viel weiter von ihr stehe als ihr Vater, oder als der Lehrer oder als der Pfarrer des Dorfs. Es schlugen sich aus jedem

Dinge, das sie im Hause berührte, Fäden von ihr zu ihm; er stand in der Mitte ihrer Gedanken, er erfüllte ihr ganzes Wesen — ja, sie fühlte seinen Willen in der geringsten ihrer Vornahmen, und doch sah sie ihr Denken an jener Stelle des Weges verrinnen, an der sie meinte, sie könne dies Fremde dort ganz erfassen ...

Einmal sanken ihr darüber beide Hände vom Stickrahmen; denn es war ihr der wunderliche Einfall gekommen: das alles wäre genau so seltsam wie bei dem lieben Gott, der auch um alle Dinge sei, und den man so nahe fühle — wenn man ihn aber mit den Gedanken erfasse wolle, liege zwischem ihm und dem Menschen die blaue Decke des Himmels ...

Es kochte ihr bei diesem wunderlichen Sinnen das Blut aus dem Herzen herauf, und sie strich sich mit beiden Händen die Scham vom Gesicht; denn sie dachte: wenn der Herr Silvanus ihre kindischen Einfälle kenne, müßte sie so lächerlich vor ihm werden, daß er ihr das nie vergessen könne.

Einsamkeit ist die Führerin zu den Schätzen des Herzens. Es wurden in diesen stillen Sommertagen, in denen draußen die Sicheln schnitten, die Wunder der Seele immer sichtbarer für Hanna. Sie fühlte, daß sie ganz anders geworden war als die Leute des

Steinhofs oder die in den Häusern, aber sie erkannte auch, daß dieser Wandel nur durch Celeste geschehen sei. Celeste war in dies Haus geschritten und hatte sich wieder daraus verloren — Hanna wußte nicht einmal, wo sie das schöne Frauenbild suchen sollte, an dem sie so wenig teilgehabt hatte. Und doch war eine wundersame Helligkeit aus ihr gegangen, die lag noch in allen Räumen, die lag noch in allen Sinnen Hannas — nicht als ein sanft verblühendes Erinnern, sondern als die Fülle der Gegenwart. Sie hörte noch immer den Klang ihrer Stimme, sie hörte ihr Lachen, sie sah die weißen Hände und die Klarheit ihres Gesichts, darin die dunklen, kühlen Rätsel der Augen standen — dies alles hatte Silvanus geliebt, und vor dem allen hatte Hanna gestanden in fast ratloser Bewunderung, und es war ihr recht hoch und königlich erschienen. Und doch war der Weg zu Celeste viel näher als zu Silvanus und seinem Dichten. Sie tat eine Menge Verrichtungen, wie sie es von Celeste gesehen hatte. Sie suchte nach Celestes Gedanken und fand sie. Sie sann nach über Celestes stolzes Frauentum und wuchs ihm entgegen. Und wenn sie träumte, daß einst ein Schimmer ihrer Schönheit um sie sein könne, erschauerte ihr das Herz.

So floß der goldene Strom des Sommers hinüber

in das funkelnde Leuchten des Herbstes. Es kamen die Tage der dritten Grasmahd; denn in der Herrgottswiege schlugen sie einen dreifachen Ertrag — den letzten, wenn draußen schon die bleichen Lichter der Zeitlosen in dem kurzen Rasen angingen, und danach konnten immer noch die Kühe sich ein weniges von der Weide schneiden, während über die freigelegenen Wiesen schon jener harsche Wind strich, der die letzte Sonne und das letzte verirrte Blühen auslöscht. Es kam die Zeit des Haferschnitts, es kam die Kartoffelernte und es kam die der reifen Haselnüsse an den Waldlichtungen.

Da schon die Blätter im Winde wirbelten, brachte Hanna dem Herrn Silvanus einmal die Botschaft: der Maler Berengar habe einen Brief an die Mutter des Vroneli geschrieben, sie solle alle Dinge, die aus seinem Besitze sich noch in ihrem Hause befänden, in die Koffer ordnen und solle ihm diese senden. Für ihre Mühe und die Überführung zur Bahn, die der Steinhofer wohl gern übernähme, habe er eine kleine Summe in Geldscheinen beigelegt, und sein Aufenthaltsort sei die Stadt Celestes. Sonst habe er noch Grüße an alle ausrichten lassen, die sich seiner erinnerten, aber er habe weder den Namen eines der Leute aus dem Tale, noch den des Herrn Silvanus genannt. Ob er im näch-

sten Jahr oder später noch einmal in der Herrgotts-
wiege wohnen werde, wisse er nicht.

Über diesen Brief wunderte sich im Tale keiner; denn er entsprach so sehr der Art des schweigsamen Mannes, daß er nichts Neues zu raten aufgab. Zudem war Berengar, weil er durch seine Kunst immer fern von ihnen geführt worden war und niemand einen Zugang zu seinem verschlossenen Wesen gefunden hatte, schon so lange aus ihren Gedanken gewesen, daß eigentlich nur die Mutter Vronelis seinen Wegzug bedauerte, weil ihr nun der Ertrag der Wohnung verloren ging.

Silvanus aber redete mit Hanna lange von ihm, und es zeigte sich dabei, daß sein Wohlwollen für den Künstler und sein Werk unverändert bestand.

Es war zum ersten Male, daß er so lange und fast vertraulich mit ihr sprach. Es ging schon dem Abend zu, sie saßen in Celestes Zimmer, und aus den hellblauen Kacheln des Ofens wärmelte es so heimlich um sie her.

Hanna sagte: „Ich habe Herrn Berengar nicht oft gesehen — meinen Sie nicht, daß etwas sehr Seltsames an ihm war?"

„Das mag euch allen wohl so scheinen," sagte Silvanus, „aber ich selbst denke ganz anders darüber."

Weil sie merkte, daß er doch nicht weiter mit ihr davon reden wolle, bat sie ihn — auch dies war zum ersten Male — und sagte: „Möchten Sie mir das nicht erzählen?“ Sie sah dabei hinab auf ihre Hände und fühlte, wie ihr wieder das Blut in die Stirne schoß; aber weil es im Zimmer immer stärker schummerte, fühlte sie sich geborgen und sprach: „Ich habe mir immer gewünscht, daß Sie recht vieles mit mir besprächen, was mich eigentlich nichts angeht. Ich weiß noch so wenig — ich weiß nicht einmal die Worte, mit denen ich manche Gedanken aussprechen soll . . .“

Sie hatte das mit großer Ruhe gesagt, aber nun zitterte der Atem über ihre Lippen, und Silvanus merkte, wie bange ihr war.

„Ich habe gedacht, du würdest mich nach allem fragen, was du wissen möchtest — wie du mich ja auch um Herrn Berengar gefragt hast.“

„Ach nein,“ sagte sie, „Sie haben wohl besseres zu tun; und woher sollte ich denn den Mut nehmen, Sie darum zu bitten? Ich bin sehr froh, daß es nun wenigstens in dieser Sache geschehen ist.“

Das waren die Worte, über die Silvanus lange nachdachte, als Hanna an diesem Abend nach Hause gegangen war. Da sie aber gesprochen wurden, sagte

er nichts, sondern er sah Hanna nur befremdet an, dann lenkte er das Gespräch zu Berengar zurück und stellte ihr darin als ganz natürlich hin, was sie und die anderen für unerklärlich hielten. Er sagt ihr: dieser Mann sei von seinem Werke so erfüllt gewesen, daß es ihm den Verkehr mit den Menschen nicht nur ersetzt habe, sondern daß er daraus Reichtümer schöpfe, gegen die ihm die Gespräche mit anderen gleichgültig und dürftig erschienen. Er sagte ihr auch: ein Künstler könne seine Gedanken nicht nur während der Zeit des Schaffens bei seinem Werke haben, und versuchte, ihr alles mit den schlichtesten Worten zu erklären, von denen er meinte, sie könne sie verstehen.

Es war, als habe Silvanus eine herrliche Freude daran, mit einem Menschen einmal über diese Dinge zu reden.

Hanna fühlte das und sagte: „Wissen Sie, daß Sie länger als vier Monate an jedem Tag in Ihrem Zimmer gesessen und immer gearbeitet oder so vor sich hingesonnen haben?"

„Ja, Hanna."

„Doch ich verstehe das nun auch, und ich komme mir schon ganz schrecklich weise vor," sagte sie, aber sie faßte mit der Hand nach ihrem Munde, als ließe sich das rasche Wort noch fangen ... „Wenn Sie

sprechen, so ist das so schön und klug, daß ich immer zuhören möchte ... Ich möchte Ihnen auch gerne noch etwas sagen, Herr Silvanus — weil es mir jetzt gerade wieder einfällt .. " Und da er wartete, was es sei, sprach sie: „Wenn ich von all den Dingen nichts, rein nichts verstehe, in denen Sie leben, so ist mir, als hätt' ich in Ihrem Hause garnichts zu suchen" — es war ein Augenblick, in dem ihr das Herz wehtat und die Augen anliefen — „und ich kann mir doch gar keine Zeit denken, in der ich nicht mehr hier sein soll," setzte sie sehr zag hinzu.

„Du sollst auch nicht fortgehen, Hanna."

„Niemals?"

„Niemals," lächelte er und schwieg; denn er sah, daß sie nicht bis in die nahe Zeit denken konnte, in der jemand an dieser freundlichen jungen Menschenblüte Gefallen fände und sie aus dem Tale führe.

Aber — als habe sie seine Gedanken erraten, kniete Hanna in der Dunkelheit vor die Feuerstelle des Ofens. Sie wollte etwas ganz anderes sagen, die Gedanken sprangen um sie her wie die Funken aus dem knackenden Holze, aber sie fragte: „Soll ich morgen dieses Zimmer wieder heizen?"

Da machte er seine fremden Augen — Hanna sah sie nicht mehr, aber sie fühlte sie.

„Ja," sagte er dann. „Wo wolltest du denn bleiben, wenn es hier kalt wäre?

Sie hatte gedacht: ‚in der Küche'; aber weil sie seinen Wunsch erkannte, ward sie stumm in ihrer großen Freude. Sie konnte sich nicht erheben — sie schlug die Ofentür zu, denn der rote Schein des Brandes fiel über sie, stützte die Ellbogen auf das Knie und legte die Hände vor das Gesicht —

„Und Sie meinen, daß mir von draußen noch ein Glück kommen könnte — nach diesem allen?" ...

O du heiliges junges unverbildetes Menschenherz! —

Es mag sehr viele Menschen geben, ja es werden die allermeisten sein, die das Leben des Dichters Silvanus im Nußbaumhause für ein Märchen halten, das in Wahrheit niemand leben könne. Dem ist aber nicht so; sondern sie haben kein anderes Maß für ihre Mitmenschen als jenes, das sie von sich selbst nehmen; woher es kommt, daß sehr vornehme Begabungen des Geistes und Charakters vor der Schätzung der Zeitgenossen in der Regel recht übel bestehen, weil das Maß des Durchschnitts, das an sie gelegt wird, nach keiner Seite hin ausreicht.

Am wenigsten wissen die Menschen mit dem Einsamkeitsbedürfnisse bedeutender Geister anzufangen; sie suchen nach einer Erklärung und gelangen aus der

Kargheit ihres geistigen Vermögens zu dem Urteil: es sei die Selbstsucht, die diesem oder jenem verbiete, sein Leben in landläufiger Geselligkeit zu verplätschern. Sie glauben: Geselligkeit, wie sie gemeinhin gepflegt wird, sei heiterer oder auserlesener Lebensgenuß; sie ahnen aber nicht, daß sie damit den Flitter dem Golde vorziehen und die Fläche der Tiefe. Sie ahnen auch nicht, daß in dem gesegneten Boden der Einsamkeit die Blüte des Lebens in so köstlicher Schönheit sich entfaltet, daß die Tage, die sie bis auf die Neige auszuleben vermeinen, neben dieser Blüte stehen als Strohblumen.

Das ist eine Weisheit, die so alt ist wie das Geschlecht der Menschen. Aber ihre Erkenntnis ist bis auf diesen Tag der kleinen Schar ausgezeichneter Geister vorbehalten geblieben. Schon die Bücher der heiligen Schrift, die doch Eigentum von Völkern geworden sind, bezeichnen als den einen selbstverständlichen Weg zur Entwicklung hoher Gaben des Geistes den Weg durch die Wüste: der Hirt Abram fand sich durch ihre schimmernde Einsamkeit zu der Pforte des Himmels; jenem Moses fiel aus ihrem Glanze das heilige Licht in die Seele, das einem Volk aus der Knechtschaft leuchtete; die ersten Könige dieses Volkes träumten den Traum ihrer Jugend am Saume der Wüste; und der edelste

der Menschen, der Prophet und König, der Hoher-priester und Opferlamm — der ein Gott war durch die Flamme der Weisheit, die aus seinem Munde ging, läuterte sich durch Einsamkeit zur Herrlichkeit.

Über diese und viele andere Dinge redete Silvanus mit Hanna — an jedem Abend ein wenig.

Dann saß ihm Hanna gegenüber in dem dunklen Kleide, das ihr Celeste einst geschenkt hatte. In ihren blanken blonden Scheiteln brach sich das sanfte Licht der Lampe, und in ihren Augen stand das Glück.

Es war nun Winter geworden. Manchmal schnitten sich die Winde an den Schroffen der Talwand hinter dem Nußbaumhaus und schrien auf. So oft sie sich müde gelaufen, kam ein stilles heimliches Schneien; und wenn auch dieses aufgehört hatte, quoll wieder der rieselnde Glanz aus den goldenen Brünnlein der Sterne, oder der Mond wandelte durch die Nacht und säte die blauen Körner des Lichts in den tiefen Schnee.

An jenem Abend, an dem Silvanus die Erkenntnis vom Weg durch die Wüste in Hannas erschauernde Seele gepflanzt hatte und meinte, sie werde vielleicht nicht alles verstanden haben, sagte sie: „So oft ich Ihnen zuhöre — es ist mir immer, als wäre das letzte, das sie mir erzählen, das allerschönste. Da Sie vorher von Moses redeten, mußt' ich an jene Geschichte denken,

in der erzählt wird: er habe an einen Fels in der Wüste geschlagen, als das Volk dürstete — da kam Wasser heraus ..." Hanna begann zu zaudern; denn sie dachte, ihre Gedanken könnten vor der Klugheit des Mannes doch nicht bestehen.

„Nun?" fragte er.

„Ach Gott," sagte sie, „es ist gewiß recht töricht... ich dachte: mein Herz ist auch wie ein dürrer Stein in der Wüste gewesen ..."

Sie wagte nicht, das schöne Bild weiter zu deuten; denn sie hatte häufig wahrgenommen, daß zwischen ihren Worten und Gedanken eine Kluft war, über die die Gedanken nicht so herüberkonnten, wie sie in ihr standen.

Aber Silvanus fand sich auch in dem zurecht, was sie verschwieg. Er sann eine Weile in das trauliche Licht — da war es so still im Zimmer, daß sie das Feuer im Ofen brennen hörten — und er dachte an das Glück dieser jungen Seele und wie sie unter seinen Händen erblühe.

Es kam mit dieser Wahrnehmung eine große Freude in Silvanus.

Das geheimnisvolle Wunder Mensch, dem er in seinen Dichtungen nachspürte und von dem die Millionen Bücher aller Dichter der Erde erzählen, ohne es

je zu erschöpfen oder ganz zu enträtseln, war in der Reinheit dieser Jugend als eine so liebliche Erscheinung in sein Leben getreten, daß es ihm unbegreiflich schien, warum es ihn nicht gelockt habe seit dem Tag, an dem Hanna in sein Haus gekommen war.

Da er über diese zwei Jahre rückwärts sann, fand er: zuerst hatte er das Kind selten gesehen; dann hatte das Bild Celestes in seiner Seele gestanden und war immer leuchtender geworden — es war Freude, Seligkeit und Enttäuschung gewesen, eines nach dem anderen. Und er hätte auch in dieser Wintereinsamkeit an dem Kinde der Fremden vorübergesonnen, wenn nicht plötzlich der Glanz der jungen Seele in ihn gefallen wäre.

Hanna war von Stund an für ihn nicht mehr nur das freundliche Mädchen, dem er vertrauend die Schlüssel seines Hauses übergeben hatte, und das mit seiner leisen Helligkeit die Stille dieses Hauses schonte, oder das um die rote Freude der Geranien an den Fenstern schien und für ihn sann und sorgte in Dingen, die außer ihm lagen. Sie gehörte nun als ein liebes Rätsel ganz zu diesem Hause; und der Gedanke, über den er um die Zeit des Blätterfalls noch gelächelt hatte, nämlich, daß sie die kleine Spanne Frist nicht ermaß, die verstreichen werde bis sie der schönen Sonne einer

Liebe folge und aus dem Tale gehe — dieser Gedanke wurde nun zum Schatten, den das Silbersegel einer Sommerwolke warf.

Er schritt durch sein Haus, wie er damals hindurchgeschritten war, als es Celeste verlassen hatte. Die Schränke und Fächer, die leer gewesen waren, füllten sich wieder. Es lagen darin die schneeigen Ballen der Wäsche, Stück zu Stück geordnet und mit Bändern aus blauer Seide gebunden, wie es auch Celestes Gepflogenheit gewesen war. Und war von keinem zu viel, von keinem zu wenig, sondern es war ein schlichter und guter Besitz, den Hanna freudig und umsichtig in weiße Stapel gestellt hatte.

Er schritt durch alle Zimmer und schritt durch die Küche — allenthalben lag das stille Leuchten, das am schönsten in Hannas Frühlingsaugen stand.

Da dachte er an Celeste. Kein Schimmer ihrer Schönheit, kein Licht von ihr war in seinem Herzen geblieben; denn sie hatte es nicht gewollt. Aber sie hatte diesem Kind ein köstliches Geschenk zurückgelassen.

In jenem Augenblicke grüßte er Celeste mit frohen Sinnen weithin in die Stadt jener Ebene vor dem Gebirge, die hinter den Wäldern liegt.

Aber immer blieb Hanna für ihn das Kind. Er dachte, sie sei an die Stelle jenes getreten, das ihm

Celeste aus dem Irrtum ihres Herzens heraus versagt habe; denn Hanna hatte sich in ihrem Wesen nicht gewandelt — meinte er, weil er sie immer mit den gleichen Augen betrachtete. Und nun lockte dies helle iebe Mädchenherz den Dichter. Sie war für ihn das Kind aus dem Volke gewesen, dessen Leben in diesem Tale quoll und mündete; nun erkannte er in ihr die Blüte, in der die Sehnsucht nach einer fremden schönen Sonne war, und er dachte, er wolle sie beglücken mit allen Gaben des Geistes und der Seele, die er zu schenken habe. — Über diese Erkenntnis sann er nicht hinaus, wiewohl es sonst seine Art war, jedes Ding zu Ende zu denken, und die Frage trat nicht an ihn heran: lösest du dies Kind nicht aus dem Grund, in dem es wurzelt? Und wenn die Zeit kommt, in der es wieder in dem Boden stehen muß, in dem es wuchs — muß es dann nicht verkümmern in Sehnsucht nach dem fremden Lichte?

Er sprach in diesen Wintertagen auch zum ersten Male von seinen Werken mit ihr. Er zeigte ihr seine Bücher, und da sie ihn um jene bat, von denen er meine, daß sie sie verstehen könne, gab er sie ihr. Er gab ihr auch andere, sie lasen gemeinsam und besprachen, was sie gelesen hatten.

Aber so war es immer nur an den Abenden, von

der Stunde ab, da auf Hannas Näharbeiten die frühe Dämmerung fiel.

Es ist schon gesagt worden, daß Silvanus Hanna im Hause von Anfang an nach ihrem Gutdünken walten ließ — er hatte zuerst gedacht, er wolle dadurch vor allen Auseinandersetzungen über Dinge bewahrt bleiben, in denen er ihr entweder garnicht oder nur mangelhaft raten konnte. So war sie schon früh zu einer Selbständigkeit gelangt, wie sie Mädchen ihres Alters sonst nicht besitzen. Sie hatte sich aus den Kenntnissen, die ihr von dem schlichten Haushalte des Steinhofes überkommen waren, und aus den Anforderungen, die die anderen Gepflogenheiten des Nußbaumhauses an sie stellten, ihre Gebräuche und Vornahmen zurechtgedacht. Wenn sie einmal nicht mehr weiter wußte, war sie wohl auch rasch in den Steinhof gelaufen, um sich den Rat der Mutter zu holen. Die mußte ihr in vielen Fällen aber gerade heraussagen: sie wisse in derlei Dingen auch nicht Bescheid; denn sie habe ihr Lebtag nichts unter den Händen gehabt, als was ihr die Einförmigkeit ihrer bäuerlichen Tage reichte.

Auch hierin war mit Celestes Ankunft ein Wandel eingetreten. Und da Hanna auf die Herrin des Hauses gewartet hatte, weil sie dachte, von ihr müsse ihr nun alles kommen, was sie in den Dörfern des Gebirgs

von keinem Menschen lernen konnte, und da Celeste auch nicht gewöhnt gewesen war, weder in der Küche noch in den Zimmern eine Arbeit selber zu tun, so hatte sich Hanna in allen Stücken die Fertigkeit erworben, die sie zur Führung dieses Hausstandes, ja eines noch größeren, befähigte.

Die Steinhöferleute sahen auch das mit Wohlgefallen. Aber sie redeten aus ihren schlichten Herzen heraus nicht darüber, denn sie dachten dabei nun doch mit einiger Sorge an jene künftige Zeit, in der Hanna sich einen Weg aus dem Tal in die Welt suchen werde — dann nämlich, wenn auf dem väterlichen Hofe kein Platz mehr für sie sei . . .

Daran, daß sie ihr Leben in dem Nußbaumhause verbringen könne, dachten sie nicht, wie denn der Verstand des Bauern nur diejenigen Dinge in seine Berechnungen stellt, deren Lauf er genau zu kennen glaubt, weil er sich schon durch Geschlechter immer in gleicher Weise vollzogen hat.

Nun war es seit Menschen in diesem Tale denken eine Eigentümlichkeit der Herrgottswiege, daß in allen Häusern beinahe gleichalterige Kinder vorhanden waren, weil von Urväterzeiten her auch die Eltern beinahe gleichalterig und die Familien nie kinderreich gewesen waren. So kam es, daß aus dem Waldwinkel Jahre hindurch

ein Trüpplein über das Gebirge zur Schule ging, die fast zu gleicher Zeit in diese eintraten und auch fast zu gleicher Zeit in der Kirche eingesegnet wurden. Danach waren so viele Jahre keine mehr vorhanden als dazu gehörten, aus Kindern Väter und Mütter zu machen. Und weil es in dieser Gegend Brauch ist, daß das väterliche Besitztum an den ältesten Sohn fällt, so war für Hanna im Steinhofe nur so lange Platz, bis Franz Steinhofer nach seiner Soldatenzeit ein Mädchen als Frau heimführte. Daß dies Mädchen die blonde Zilli aus der Brettmühle sei, war nach der nüchternen Ruhe, in der sich das Leben dieser Leute vorüberlebte, eine Sache, die jeder wußte und die deswegen von keinem Menschen beredet zu werden brauchte.

So geschah alles, was Hanna anging, mit dem schweigenden Einverständnis der Steinhoferleute — über eines aber sprachen sie untereinander. Die Steinhöferin sagte: „Es wird keiner kommen, der sie nimmt, dazu ist sie zu städtisch." Und der Steinhofer: „Es wird keiner kommen, den sie mag; denn für einen Bauernburschen ist sie zu anders worden. Aber vor dem, was sie gelernt hat, muß sich ein Weg für sie auftun ins Leben."

Wie dieser Weg aussah und wohin er führte — daran redeten sie wohl noch ein wenig herum, aber sie

waren von den Feldern her gewöhnt, mit ihren Gedanken nur soweit zu gehen als ihre Augen sahen ... wo sich die Wege in den Himmel verlieren, dort beginnt das Gebiet Gottes. Und was dem Bauer aus dem Brote wächst, das entwächst auch seinen Sorgen.—

Sie dachten wohl auch einmal in sich hinein: es werde mit dem Herrn Silvanus eines Tages kommen, wie es mit dem Maler Berengar gegangen war: die Sehnsucht nach dem Leben der Stadt werde in ihm erwachen, er werde sich wieder eine Frau nehmen und Hanna werde bei beiden bleiben. Oder es fände sich ein anderer Weg für sie in die Stadt, nach der sich nun aus dem Nußbaumhause so viele Fäden schlugen; denn da die Kinder auch in diesem Winter oft tagelang nicht zur Schule gingen und mancherlei Besorgungen versäumt wurden, ließ Silvanus alles, was für Haus und Küche nötig war, aus der Stadt schicken. Es wurden dort die verschiedensten Dinge zu einem Manne gebracht, der sich mit derlei Geschäften befaßte, und gelangten durch diesen zur Bahn. Von der Bahnstelle aus wurden sie mit einem Pferdeschlitten vor das Nußbaumhaus gefahren.

Da sich auf diesem Weg alles ohne Mühe beschaffen ließ und das meiste auch viel besser zu bekommen war als im Dorfe, wurde aus einem Versuch eine Ge-

pflogenheit, und Hannas Umsicht wurde dadurch noch mehr geübt; denn Silvanus zeigte ihr zuerst, wie sie die Bestellungen auszuführen habe, dann mußte alles ohne ihn geschehen. Er sagte ihr auch, daß er ihr schon um deswillen nicht zur Seite stehen könne, weil sie allein den Verbrauch der einzelnen Dinge für eine bestimmte Zeit zu ermessen imstande sei. —

Einmal, als noch gegen Winters Ausgang sehr viel Schnee gefallen war, ließ Silvanus den Schlitten kommen, und sie reisten in die Stadt, die Hanna nie zuvor gesehen hatte. Sie blieben drei Tage, und Silvanus kaufte ihr an Wäsche und Kleidern, was nötig war: ein dunkles Hauskleid, weil sie aus dem andern herauswuchs, ein freundliches helles Kleid für die sonnigen Tage des Frühlings, und ein ganz leichtes weißes mit dem feinen Muster der Heiderosen.

Sie war nun auch garnicht mehr so zag wie zu Anfang; aber ihre sanftmütige Art und ihre Bescheidenheit blieben sich immer gleich. Weil ihr Silvanus gesagt hatte, sie solle ihm von den Dingen, die sie für nötig halte, nichts verschweigen, da er sie anders nicht wissen könne — da sie auch die Freude erkannte, mit der er für sie sorgte, und da zuletzt der Wunsch ganz heimlich in ihr erwacht war, ihm zu gefallen, damit er sie gern um sich sehe, redete sie viel offener mit ihm,

als sie es zu anderen Zeiten gewagt hatte. Sie bat ihn: wenn es ihm Freude mache, wollten sie in jeder Jahreszeit einmal gemeinsam in die Stadt reisen — sie habe in allen Fenstern und auf den Straßen so viel Neues gesehen, daß sie garnicht wisse, was sie sich davon wünschen solle. „Wenn ich in der Stille des Nußbaumhauses alles überdacht habe, dann werde ich es Ihnen viel besser sagen können," meinte sie.

Am dritten Tag, als die neuen Kleider für ihren Leib passend gemacht worden waren, kaufte Silvanus einen Koffer, wie Celeste deren viele gehabt hatte; da hinein wurde alles geordnet, und sie reisten nun wieder zurück in das Tal. —

In dem Jahre, das bald danach mit den Stürmen über das Gebirge wehte, die die Erde blank bliesen für den Frühling, geschah nichts, was eine Änderung der Dinge herbeigeführt hätte.

Als der hohe Sommer nahe war, reiste Silvanus einige Mal allein in die Stadt, und eines Tages sagte er zu Hanna, daß nun die Frist verstrichen, von der Celeste in ihrem letzten Schreiben geredet habe, und daß ihre Ehe geschieden sei.

In den Häusern redeten sie eine Stunde davon, hauptsächlich deswegen, weil sie gemeint hatten, dies wäre schon längst geschehen; denn es war in all der

Zeit nie mehr ein Wort darüber gefallen; Celeste war nur noch als eine gleichgültige Erinnerung in ihnen, und Hanna vermied es, diese Erinnerung wieder in ihr aufleben zu lassen.

In diesem Frühjahr war auch die Schulzeit der blonden Zwillingsschwestern aus der Brettmühle verflossen, und Zilli war danach auf dem Steinhof in allen Stücken an die Stelle Hannas getreten. Agnes blieb daheim; und es waren nun nur noch die Knaben Sebastian und Hannes, die mit ihren Ränzlein über den Waldberg trollten.

So wuchsen die Kinder in ihre Jahre und die Mütter aus einer Sorge heraus in die andere hinein.

Die grüne Welt war blütenbunt gewesen, und sie ward erntebunt. Der Duft von reifem Brote schwamm im sachten Spätsommerwinde. Die Kühe gingen wieder auf der Weide des Tales, was immer ein Zeichen ist, daß der Winter irgendwo im Gebirge sich den Schlaf aus den Augen reibt — aber der Hannes aus der Brettmühle, der von klein auf ein Philosoph gewesen war, meinte: ein Zeichen, daß die im Himmel das Schneien bereiten; denn er dachte: der Himmel sei ein Garten voll hellem Licht, und die Sterne seien Löcher in der Kuppel aus blauem Stahl — dahindurch siebten dann die Engel im Winter das himmlische Silber.

Der selbige Hannes — als er an einem frostkalten Winterabende die blauen Fünklein des Lichtes sah, die der Mond auf den Schnee säete — sagte: diese blauen Körner sickerten mit dem Schnee in den Acker, und es wüchsen daraus im Sommer die Kornblumen.

Während die Leute im Tale wieder einmal die Wände ihrer Häuser mit den schützenden Mauern aus Reisig verstellten und Vronelis Mutter schon den Flachs auf das Wandbrett stapelte, den sie in der weißen Winterruhe verspinnen wollte, bereiteten sie auch im Nußbaumhause den traulichen Tagen den Weg.

Der Wald und die Felswand gegen die Wetterseite bildeten einen so nahen Schutz für das Haus, daß nur die Leitung aus dem Quell recht eingedeckt zu werden brauchte; denn in den Räumen, durch die sie führte, waren Öfen, in denen vom Eintritt der kalten Jahreszeit eine sanfte Glut ununterbrochen für soviel Wärme sorgte, daß der klirrendste Frost nicht hineingefror.

Hanna war von dieser Zeit ab ganz in das Nußbaumhaus gezogen. Das Zimmer Celestes wurde wieder das Speisezimmer, wie es zuerst gewesen war, und das kleinere neben der Küche wurde ihr Schlafzimmer.

Im Eßzimmer saßen sie noch immer des Abends. Dort zeigte Hanna dem Herrn Silvanus, was ihr an feinen Handarbeiten fertiggeworden war, dort lasen

sie und dort redeten sie über die Dinge, die ihnen lieb waren.

Hanna wußte nun auch genau den Weg, den ein gedrucktes Buch zu gehen hatte von der Stunde an, in der es noch ein Gedanke gewesen war. Sie kannte auch alles, was Silvanus geschrieben hatte, und sie sagte, daß ihr seine Erzählungen von allen, die sie gelesen, die größte Freude machten, weil sie ihn darin immer so reden höre als säße er ihr gegenüber, weil sie darin viele jener Gedanken finde, die er schon mit ihr gedacht habe, und zuletzt auch deswegen, weil er von der Natur und den Menschen dieses Gebirges erzähle.

Es war ihr darüber die Wahrnehmung gekommen, daß er alles reiner, und wo es sein konnte, auch schöner darstellte, als es in Wirklichkeit war; denn sie betrachtete diese Dinge mit dem Auge des Kindes aus dem Bauernhofe ... Sie sprach nicht das törichte Wort von der Verklärung der Dinge durch den Dichter, aber sie fand in der Einfalt ihres Herzens auch nicht jenes von der Vervollkommnung zu einem Ideale, zu der das künstlerische Erlebnis die Umwelt erhebt.

Die Aussprache darüber war für Silvanus das allerlockendste und das allerschwerste. Er erzählte ihr von der Verirrung, in der die Dichter zu manchen Zeiten befangen wären, indem sie die törichte Losung aus-

geben: die Wirklichkeit sei das einzige Maß, an der der Wert eines Werkes gemessen werden könne. Solche Zeiten seien immer die eines Tiefstandes, weil sie von dem gefährlichsten Irrtume beherrscht würden, den es für einen Künstler gebe. Und weil durch die lange Zeit Hannas ganzes Wesen ihm offenbar geworden war, fand er bei seinen Erklärungen so schlichte Worte, daß er fühlte, sie verstehe ihn in allem, was er sprach. An jedem Tage vermochte sie ihm ein Stück weiter zu folgen, und ihre willige Hingabe an seine Ideen machten ihn noch freudiger an ihr. —

Das Leben läßt sich beherrschen; es gehört dazu ein stilles und großes Herz — und es gehorcht bis an die Pforten des Todes.

Dem geringsten Teile der Menschheit ist dies zur selbstverständlichsten Wahrheit geworden, die es gibt; für den größeren ist sie ein vollkommeneres Geheimnis als das des Lebens nach dem Tode.

Hannas Erkenntnis wuchs langsam und hell in diese Wahrheit hinein, die den himmlischen Tau des Glücks umschließt, und die heimliche Entfaltung ihrer Gaben wurde für Silvanus mit jedem Tag ein lieberes Wunder.

Einmal dachte er: von den dichterischen Träumen, die er gehabt habe, sei das Kind Hanna der herrlichste.

Es lag kein Schimmer von jener klaren Frauenschönheit um sie, aber es war die Reinheit und Frische der Blume an ihr, in die die Sonne zum ersten Male fällt. In ihren Augen, in denen so lange der Bergwald und der Himmel gestanden, waren nun die freundlichen Rätsel des Lebens noch sichtbarer geworden, und sie lagen darin in ganz ungemeiner Lieblichkeit und in jener frommen Freude an den Glauben, daß jeder Tag ein Glück in den Händen habe; denn wozu komme er sonst?

Glück war für sie die Arbeit im Hause, Glück war für sie die Sorge um Silvanus, Glück die Erkenntnis, daß sie an seinen hohen und schönen Gedanken teilhabe, die in seinen Büchern zu vielen Menschen gingen, Glück waren für sie die freundlichen Kleider, mit denen sie sich schmücken konnte, und Glück war die ziehende Wolke, das plaudernde Bergwasser, der Lerchenjubel, der aus dem Himmel über sie stürzte, so oft sie mit Silvanus in der schönen Jahreszeit aus der Stadt gekommen war. Nun erst hatte sie erkannt, daß es Plätze auf der Erde gab, an denen dieses perlende Klingen der Luft nicht war — Orte, über denen statt der weißen Schwäne der Wolken die Ballen des Rauchs aus gewaltigen steinernen Röhren schwammen. Es war vieles prächtig, unsägliche weise und voll lär-

menden fremden Lebens zwischen den hohen Häusern der Städte; aber so oft die Lautheit eines solchen Tages hinter ihr versank und der Duft der Wälder ihr wieder ans Herz flog, und wenn wieder die schönen stillen Bilder der Heimat in ihrer Seele aufgingen, die müde geworden war an der Hast, mit der jene in der Stadt hindurchtrieben, jubelte ihre Seele der grünen Einsamkeit entgegen ... Oder es lag die weiße reine Decke des Schnees in der Welt, die vor den Mauern der Stadt schmutzig und zerrissen war, und die Schlittenglocken läuteten vor ihnen ihre sanften Klänge durch den Winterglanz — wie es vor Weihnachten gewesen war. In der Stadt kroch der dumpfe Brodem durch die Straßen, und die blaue Unermeßlichkeit des Himmels war vermauert, so daß oft nur ein Streifen seines Lichts zu zu sehen wär, etwa wie das blanke Band, das sich aus einem hellen Zimmer durch den Spalt der Türe in einen düsteren Raum stiehlt. ...

Hanna dachte: wie viel Jahrhunderte und welch seltsame Gebräuche dazu gehört hätten, die Herzen und Sinne der Menschen so wunderlich zu verbilden, bis sie endlich Gefallen an dieser steinernen Erde fanden.

Immer tiefer und freudiger schaute sie dem Leben ins Herz. Immer röter wurden ihre Lippen und immer leuchtender ihre Augen. Aber es war nicht die Sehn-

sucht nach der Enthüllung von Geheimnissen, an denen die Unnatur herumrät, und welche Irrlichter in die jungen Augen stellt, sondern es war das Glück, das über die Menschen kommt, wenn sie vor der grünen Welt stehen und jauchzen: „Es ist Frühling geworden! O du Maienlicht! O du Sonnensegen!“ ... Und o du köstliche selige Jugend — vor dir liegen die endlosen Gärten der Erde und blühen, und hinter dir ist noch nichts als die aufgeschlagene Pforte ins Leben! Vor dir liegen die Jahre wie Welten, die, wenn sie gelebt sind, zu winzigen Sternlein sich wandeln und mit ihrem kargen Lichte versickern in der dunklen Nacht der Vergangenheit! Und vor dir liegt das Künftige als goldene Ewigkeit, und du weißt nicht, daß es nur drei Schritte braucht, diese Ewigkeit zu durchmessen! —

Es war nun über allem das Jahr gekommen, in dem das Wunderbare geschah.

Als es die Leute erfuhren, breiteten sie die Arme ein wenig vom Leibe, als wollten sie an ihren Händen den Regen der Sterne fühlen, der mit Klingen vom Himmelsbogen sank. Und sie taten die Augen weit auf, die sich ein Leben hindurch gewöhnt hatten, den Alltag zu sehen; denn sie dachten, sie könnten das Licht nicht fassen, das in sie stürzte.

Das war in dem Jahre, da Hannes und Sebastian von sich behaupteten, sie seien nun Burschen geworden; denn wenn einer zwei Sommer lang aus der Schule ist, ist er kein Junge mehr. Ja, der Wastl mit der Streichholzschachtel und dem Taschenmesser meinte, er sei schon deshalb ein richtiger Mensch, weil er sich nun auch die Uhr von dem Kleinknechtslohne erspart habe, das ihm die Mutter für seine Dienste gab.

Diese Mutter im Haus am Brunnen war die einzige unter den Leuten im Tale, die in der Stille ihrer Spinnstube einmal heimlich in ihr Leid weinte; denn der Wastl, der damals mit Hanna in der Höhle gesteckt hatte, war der Kuckuck im Grasmückenneste und sagte: für einen Mann sei dies Nest zu enge. Da verdingte er sich als Knecht — er wisse nun, was die Uhr seines Lebens geschlagen habe: es war sechzehn vorbei; und die Frauen im Hause hatten zu leise Hände gehabt für seinen jungen Trotz. So ging er über den Berg zum Bauer — und machte einem anderen Platz in der Hütte am Brunnen.

An dem Tag, an dem die Leute meinten, die Sterne fielen, war der Wastl schon nicht mehr im Tale. Franz Steinhofer hatten sie um diese Zeit zu den Soldaten genommen, und er wartete nun mit einem fröhlichen und einem traurigen Auge auf den Herbst, in dem er

einrücken mußte. Hanna und Vroneli waren an dem gleichen Junitage neunzehn Jahre geworden. —

Eines Abends in jenen Tagen, in denen die Sonnwendfeuer des Mohnes in den gilbenden Feldern angezündet sind, waren Silvanus und Hanna draußen unter dem Nußbaume. Sie standen nebeneinander, hatten die Hände auf die niedre Umzäunung des Höfleins gelegt und schauten gegen das Talende. Es war die Zeit der weißen Nächte — über der Wiese vor dem Walde lag das Gespinn jener Nebel, das so fein war, daß es auch Fäden aus Mondschein sein konnten; denn der Mond schwamm aus dem dunklen Meere der Wipfel über das Gebirg empor.

So standen sie lange, und weil Hanna den kühlen Odem der Nacht an ihren Händen fühlte, die nun auch weiß und schlank geworden waren, bedeckte sie mit diesen Händen ihre heißen Wangen.

„Die Sonne will in deinem Gesicht nicht untergehen," scherzte Silvanus.

„Es ist nicht die Sonne — es ist das Glück," sagte Hanna ruhig.

Sie hatten an diesem Abende von allem gesprochen was in den fünf Jahren, in denen sie sich kannten, an Wichtigkeiten geschehen war — auch von dem Kettlein des Vroneli, das damals in der Höhle gewesen, und

von dem Maler Berengar, der nie einen Brief gesandt hatte und von dem sie deshalb auch nicht wußten, wohin ihn sein Herz und seine Kunst gezogen habe.

Und nun wandten sie sich einander zu und sahen sich in die Augen —

„Ich dachte noch an die vorigen Dinge," begann Hanna, „und wie sich alles gewandelt hat. Es fiel mir darüber etwas ein, das ich Ihnen noch sagen muß, weil ich so froh bin, daß ich daran dachte. Wenn es auch nur ein Zufall ist, so ist es doch ein sehr merkwürdiger und sehr schöner Zufall, daß jene Nacht, die ich in der Höhle verbrachte, vor meinem erwachenden Leben steht. Es war Finsternis um mich, und Sie brachten mir das Licht; ich hatte diese beiden blauen Augen, aber Sie lehrten mich sehen; ich hatte diesen jungen Leib, und Sie gaben ihm die Seele; ich wußte von den Dingen der Erde, und Sie führten mich vor die Wunder der Welt; ich hatte stammeln gelernt, und Sie lehrten mich sprechen . . . und ich kann mir das Herz doch nicht freireden von meiner tiefen Dankbarkeit."

Da legte Silvanus den Arm um ihre Hüfte und zog sie sacht an sich. Er neigte sein Angesicht dem ihren zu, und seine Lippen preßten sich auf ihren roten roten Mund. Und als wolle dieser Mund ganz in dem ersten

Kuß erblühen, schlang sie Silvanus ihre Arme um den Hals — denn sie dachte, sie müsse sonst untergehen in ihrem Glück.

Es war zum ersten Male, daß dieser maienfrohe Mund geküßt wurde; denn weder Vater noch Mutter hatten ihn je berührt, daß Hanna es wußte. Darum wogte nun all ihr Träumen als leuchtendes Gold um sie her. Es hatte das heilige Bild der Liebe zu Silvanus in ihrer Seele gestanden, seit sie denken konnte. Es war nie ein Schatten über dies Bild gefallen, es war nie verwirrt gewesen von einer törichten Sehnsucht der Sinne und war niemals zerrissen worden von anderen Bildern; sondern es lag die ganze Schönheit und Kraft, es lag die Fülle unsagbarer Keuschheit darin und strömte dem Mann ins Herz. Ein Quell von Reinheit, der allein für ihn gesammelt und in eine schimmernde Schale gefaßt worden war; ein Glück, das sich unbewußt füs ihn bereitet hatte, und das darum von so namenloser Herrlichkeit des Blühens war.

Er legte ihr seine Hände auf die lichten Scheitel, deren weiches Gold er noch nie gefühlt hatte; er küßte ihr die Augen und die Stirne — es glitt alles in sanftem Falle hernieder, was noch fremd zwischen ihnen gewesen war.

„Und nun?" fragte er.

„Und nun?“ fragte sie zurück aus ihrer leuchtenden Heiterkeit.

Dann ließen sie wieder die rosenfarbene Seligkeit über sich fallen. — Durch ihre Wogen schritten sie endlich ins Haus; sie schlossen die Tür zu, als dürfe niemand das süße Geheimnis erraten, und blieben noch beieinander, bis die blanke Tafel des Mondlichts über die ganze Breite der Diele gerückt war — da war die Mitternacht schon lange vorüber.

Sie gingen auch am andern Tage nicht in die Häuser, und da niemand zu ihnen kam, konnte keiner das Glück ihrer Augen erraten.

Danach nahmen die Tage ihren Lauf: Hanna und Silvanus fanden für das Unsagbare Worte, und wo diese doch einmal nicht hinreichen wollten, verstanden sie sich auch. Es ward wieder alles wie sonst — nur daß die Heiterkeit Hannas noch leuchtender geworden war und ihre Stille noch freudiger. Es dauerte auch eine Zeit, bis ihr die Erkenntnis ganz geläufig wurde, daß alle Dinge im Hause nun ihr gehörten, wie ihr Silvanus gesagt hatte, und daß sie den Vorrat an blendender Weiße der Wäsche sich selbst bereitet habe. Er sagte ihr, daß sie für alle Arbeiten im Hause, die sie einem anderen überlassen wolle, nun ein Mädchen aus der Stadt nehmen müsse, und sie reisten auch einige

Male fort. Der Tag der Hochzeit kam, sie fuhren zur Kirche, und der Tag ging vorüber, wie auch das Staunen der Leute vorübergegangen war. Und weil sie vor diesem Tage von keinem Menschen öfter geredet hatten als von dem Maler Berengar, dem sie gerne von ihrem Glücke Nachricht gegeben hätten, so war Silvanus der Gedanke gekommen: vielleicht sei er an jenem Gardasee, an dessen Ufern er vorher gemalt hatte, und vielleicht fänden sie ihn in einem der Orte, von denen Silvanus wußte, daß Berengars Sehnsucht nach ihnen gegangen war.

So fuhren sie mit dem Hochzeitswagen zur Bahn und reisten dem Lande der Sonne zu. Sie benützten von Riva aus den Dampfer bis nach dem schönen Strandflecken San Vigilio, der am Eingange der Bucht von Garda ist, und lebten dort einige Wochen mit ihrem Glück. Sie fuhren im Wagen die Gardesana entlang, die zwischen dem See und dem Berge Baldo hinführt, und sie forschten in allen Orten bis nach Malcesine nach dem Maler Berengar.

Aber es kannte ihn niemand.

Es konnte ihn auch gar niemand kennen; denn Berengar hatte vor länger als sechs Jahren die schönen Bilder dieses Sees auf flüchtiger Malerfahrt in sein Künstlerauge getrunken. Er hatte sein Skizzenbuch mit

vielen raschen Zeichnungen gefüllt; er war vor dem Reichtum und der Tiefe der Farbe gestanden und hatte die Fülle des Lichts in sein Herz strömen lassen, das hier aus Quellen des Himmels, der Wasser und der Erde rinnt. Aber er war zu jung gewesen, und es war ihm nichts fertig geworden — nur die untilgbare Sehnsucht, von der er Silvanus geredet hatte als von einem schönen Schmerz, den er dereinst heilen werde.

Und da Silvanus und Hanna im Angesichte seiner Schönheit standen, kam in Silvanus die Erinnerung an jedes Wort, das Berengar in dem freundlichen deutschen Tale davon zu ihm gesprochen hatte . .: Dort stürzten die riesenhaften Wände der Alpenberge steilrecht und zackig in die Flut, so gerade, daß ein Stein, von der Zinne dieser Berge geschleudert, den Spiegel zerschlug, der wie die heitere Unendlichkeit des Himmels zu ihren Füßen lag. Oder es fiel ein Sturm aus den Schründen der Felsen, der jagte die Wasser vor sich her bis sie schäumten, brüllten, aufstoben und ineinanderstürzten. Und dann lag wieder die selige Stille der blauen Ewigkeit über diesen Wassern, die so sanft ist, daß die Sterne darin stehen und nicht zittern, daß der Kahn des Mondes darin schwimmt und nicht schaukelt, und daß das Bild des ewigen Berges mit dem

silbernen Haupte und dem wundervollen Leuchten darein gefaßt ist, als stünde es fest wie der Berg selber und stünde aus einem Jahrtausend in das andere unwandelbar.

Sie forschten nach dem Maler Berengar in Sirmione, bei der Frau in dem kleinen Trinkhause draußen vor dem sagenumwobenen Dichterschlosse des Catull, die ihre Sprache am klingendsten sprach am ganzen See — sie kannte ihn nicht.

Man kannte seinen Namen auch nicht in San Vigilio; denn der Wirt war vor sechs Jahren noch nicht dagewesen. Aber sie dachten an ihn, wenn sie auf der Straße der dreihundertjährigen Cypressen schritten, sie redeten von ihm im Garten der Villa Brenzone, deren Kirchlein vor die Bucht von Garda gesetzt ist als das lieblichste der Erde — eine Ballade aus Stein — und sie grüßten ihn in seine unbekannte Ferne, wenn sie an der Seemauer unter den Kastanien des Gartens dem silbernen Singen der ziehenden Wasser lauschten.

In einer solchen Stunde kam Silvanus der Gedanke, er wolle einen Brief an Berengar schreiben und wolle diesen Brief in dem Gasthause von San Vigilio lassen, damit Berengar ihn fände, wenn er einst seiner Sehnsucht folge und in diese Gegend käme.

„Und wenn darüber viele viele Jahre vergehen?“ sagte Hanna.

„Ich will diesen Brief unter Glas und Rahmen verwahren und will dem Wirt und seinen Mägden ein Goldstück dafür geben, daß sie ihn solange an seinem Platze lassen, bis einmal einer kommt, aus dessen Reden oder aus dessen Papieren sie erkennen: dieser und kein anderer ist der Maler Berengar.“

„Und wenn es nun wäre, daß ihn sein Weg viel früher in die Herrgottswiege führe, oder daß er gar wieder darin wohne?“ fragte Hanna.

„Dann wollen wir ihm von dem geschriebenen Zeugnis unseres Glücks erzählen! Vielleicht ist es ihm eine Freude, zu erfahren, wie innig wir seiner gedacht und ihn zu uns gewünscht haben.“

Es geschah danach alles, was er gesagt hatte: der Brief wurde geschrieben unter den Kastanien am Mäuerlein des Gasthausgartens von San Vigilio, er wurde in einen Umschlag mit der gehörigen Aufschrift geborgen; und damit Berengar, wenn er doch einmal an dieser Stelle Einkehr halte, schon beim Anblick des ungewöhnlichen Grußes an den Schreiber erinnert werde, setzte er einige Verse aus einem Gedicht darunter, das ihm vor der Schönheit des Sees eingefallen war:

. . . Was ist köstlicher, das die Natur sich erschaffen,
Als dies Lied der Wellen des blanken Benaco?
Und wo ward je ein Sonntagsgedanke Gottes
Hehrer lebendig als hier, da er dies blaue
Kleinod königlich faßte in seinen Rahmen?

Dann ward er unter Glas verwahrt und in den Arkaden des Hauses aufgehängt, die ihre weißen Bogen am Seesaum schlagen.

Als der Wirt über alles wohl unterrichtet war und auch versprochen hatte, alles nach dem Wunsche des Herrn Silvanus zu tun, reisten sie wieder heim in ihr Tal. —

Da sie in die Stadt Celestes gekommen und ihre Seelen noch voll der schönen Bilder des fremden Landes und doch voll Heimatsfreude waren, hatten sie eine Begegnung, die ihnen eine Nachricht brachte, welche sie über die Maßen bewegte — jene Kunde, die das Vroneli noch nicht vergessen hatte, da es schon Urgroßmutter geworden.

Es war nämlich in der Frühe eines sehr schönen Spätsommertages, und Hanna hatte gerade das Mädchen gedingt, das ihr in das Nußbaumhaus folgen sollte, da erkannten sie auf der Straße in einem behäbigen und schon rechtschaffen ergrauten Fräulein jene Lehrerin, die vor fünf Jahren bei ihnen im Tale gewesen war.

Die freundliche alte Dame kannte aber weder Hanna noch Herrn Silvanus, was auch nicht verwunderlich ist; denn diese fünf Jahre hatten das frohe blonde Dorfkind zu einer glückseligen jungen Frau gewandelt, und den Herrn Silvanus hatte sie während ihres Aufenthalts im Tale nur so flüchtig gesehen, wie er eben zu sehen war, wenn ihn durch viele Wochen ein neues Werk beschäftigte.

Als sie aber die Namen Nußbaumhaus und Hanna hörte, ward sie in ihrem tiefsten Herzen froh, und da Silvanus die gleiche Freude an Hanna bemerkte, gingen sie zusammen in ein Caféhaus und nannten zuvor dem Mädchen noch einige Besorgungen, nach denen es auf dem Bahnhofe sie erwarten sollte.

Hanna erzählte nun der Lehrerin, sie habe ihr vor nicht langer Zeit einen Brief gesandt, in dem sie ihr von ihrer Verlobung geschrieben habe; aber dieser Brief sei nach einigen Tagen zurückgekommen.

„Ja," sagte die Lehrerin; „denn ich bin erst seit vier Wochen wieder in dieser Stadt und bin auch all die Jahre her nicht darin gewesen; denn ich hatte in einem anderen Orte ein Amt angenommen. Und da über dem Wechsel des Wohnplatzes, über dem Einleben in die neue Stellung und über der Hast von mancherlei freudigen und betrübenden Ereignissen recht viele

Monate verflossen waren, und da es auch einen sehr strengen Winter gegeben hatte, so dachte ich: vielleicht ist der Herr Silvanus vor der Kälte und der Einsamkeit längst aus dem Tale geflohen, und die helläugige Hanna sitzt wieder auf dem Steinhof und vergißt das beste von dem, was ich sie gelehrt habe."

Die unverhoffte Freude des Wiedersehens ist eine der reinsten und reichsten, die dem Herzen des Menschen beschieden sein kann; denn sie ist in der Unmittelbarkeit ihres Erscheinens jenem Glücke verwandt, von dem die Menschen sagen, es falle vom Himmel. Sie ist aber auch eine Zauberin, vor der längst geschlossene Türen sich auftun und Ausblicke in Fernen, die man nach der Besteigung eines sehr hohen Berges vor den Säumen des Himmels erblickt, und die deshalb auch ganz eingetaucht sind in ein schönes belebendes Licht.

So war es bestellt um die Freude des alten Fräuleins. Es sagte: „Sie wundern sich darüber, daß ich geglaubt habe, der Herr Silvanus möchte vielleicht in eine andere Gegend oder gar in ein anderes Land gezogen sein? Dieser Gedanke ist mir nämlich gekommen, als ich erfuhr, daß jene Frau Celeste sich mit einem Maler, namens Berengar, verheiratet habe . . ."

Es war, als fielen ihr die Augen Hannas und des Herrn Silvanus auf die Lippen —

„Berengar?“ sagte Silvanus.

„Sie scheinen das garnicht zu wissen?“ fragte sie mit ebenso großer Verwunderung.

„Berengar, den wir gesucht haben?“ rief Hanna.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie fast betroffen, denn es ward ihr, als hätte sie ein endloses Unheil angerichtet, „aber da ich im Nußbaumhause von der schönen Frau Celeste gehört hatte, erkundigte ich mich nach ihr in der Stadt; und später, als mir diese Sache schon lange aus den Gedanken gekommen war, hat man mir geschrieben: eben jene Frau Celeste habe sich mit einem sehr jungen Maler Berengar verheiratet, und es heiße, sie habe ihn in jenem Gebirgstale kennen gelernt, in dem sie zuvor wohnte. Sie hätten die Stadt nach der Hochzeit jedoch verlassen, und man könne nicht sagen, wo sie hingekommen seien ... Da ich nun auch von Ihnen nie wieder etwas gehört hatte,“ fuhr die Lehrerin fort, „kam mir diese Botschaft zu einer Zeit, in der sie mir das gleichgültigste war, was ich erfahren konnte. Ich legte den Brief zu anderen und dachte weder an Celeste noch an den Maler, ja — weil ich keinen von beiden kannte, hatte ich mit der Zeit sogar ihre Namen vergessen. Aber wie der Zufall spielt, und als sei ich vom Schicksal dazu ausersehen, Ihnen jene Nachricht zu bringen — es sind nun erst wenige

Tage über einen Monat vergangen, seit ich zurückgekehrt bin; das Amt war beschwerlich, und ich besitze soviel, daß es den bescheidenen Ansprüchen für den Rest meines Lebens genügt ... bald danach besuchte ich auch jene Freundin. Man blättert bei solchen Gelegenheiten in den Jahren und schlägt jeden Tag um, wie die Seite eines lieben Buches, zu sehen ob etwas von Wichtigkeit darauf stehe ... so geschah es, daß auch der Name der schönen Frau Celeste genannt wurde: die Ehe mit dem Maler habe wiederum nicht gehalten: Frau Celeste sei mit einem hübschen blonden Knaben Georg in die Stadt gekommen und habe ihre Hand bald danach einem Hauptmann gereicht, von dem man aber nicht viel mehr wisse, als daß er ein älterer wohlhabender Herr im Ruhestande sei, den die Leute mit seinem Titel anredeten."

Hanna und Silvanus wurden an dieser Botschaft nachdenklich und froh zugleich; denn sie hofften, sie hätten mit dieser Stunde vielleicht einen Weg betreten, der sie auf die Spur des fernen Freundes führen könne. Sie baten die Lehrerin, ihnen zu schreiben, sobald es ihr gelänge, etwas über den Aufenthalt des Herrn Berengar zu erfahren.

Danach schieden sie sehr freundlich voneinander.

Es war jedoch, als hätten sie die tiefe Bewegung

ihrer Herzen zurückgehalten bis zu dem Augenblick, in dem der Schaffner die Tür hinter ihnen ins Schloß schlug. Silvanus war mit seinen Gedanken in unbekannten Weiten umhergeirrt — es waren hundert Fragen in ihm aufgegangen, als er dem alten Fräulein das einzige „Berengar?“ entgegengerufen hatte, aber er schwieg und hörte; denn er hatte gedacht, es könne doch vielleicht ein Wort über die geschäftigen Frauenlippen gehen, das ihn bei seinem Suchen nach dem Maler zu Hilfe kam.

Allein dieses Wort fiel nicht, und es blieb alles in dem tiefen Dunkel, in dem es gelegen hatte, als der Name Berengar von der Lehrerin zum ersten Male genannt worden war — ja, es schien sogar auch jenes freundliche Licht der Hoffnung ausgelöscht zu sein, das mit dem Briefe von San Vigilio in Silvanus gekommen war.

Sie hatten das Mädchen, das sie an der bezeichneten Stelle erwartete, in einem anderen Wagen untergebracht, und da sie allein in ihrem Abteil fuhren, brach eine Erregung in Silvanus hervor, wie sie Hanna niemals an ihm wahrgenommen hatte.

Sie selbst wurde darum auch erst in diesem Augenblicke so bis in die Tiefen von dieser Angelegenheit aufgerührt, die für sie bis dahin nur eine sehr überraschende und sehr interessante Neuigkeit gewesen war.

Silvanus begann nun in dem Vergangenen zu suchen ... es war, als risse er jeden Tag wieder aus der Finsternis der anderen Zeit hervor —

„Wie ist es nur möglich," rief er, „und wie hat es nur kommen können?"

Hanna hatte damals noch mit den Augen des Kindes gesehen, und sie besann sich auch, daß sie ja nie im Zimmer gewesen sei, während Berengar im Nußbaumhause weilte; sie habe ihn und Silvanus und Celeste nie miteinander reden hören.

Es fiel Silvanus ein, daß Celeste Berengar einen wunderlichen Einsiedler genannt habe, und daß es für sie verlockend gewesen sei, an seinem eigentümlichen Wesen herumzurätseln ...

Aber wie tief sie auch in jene Tage hineinirrten, es blieb zuletzt an greifbaren Wahrheiten doch nichts bestehen als das eine: Berengar hatte wenige Tage nach der Abreise Celestes das Tal verlassen. — Es war sicherlich auch niemandem bekannt, daß die beiden einander in diesem Tale noch einmal gesehen hatten; denn es wäre sonst unter den Leuten davon geredet worden.

Und es blieb als wundersame Wahrscheinlichkeit daneben bestehen, daß Berengar schon zur Zeit seines Aufenthaltes in der Herrgottswiege eine tiefe und

schmerzvolle Liebe zu Celeste in seinem Herzen getragen habe.

Über allem aber schwebte der Gedanke: der Maler müsse aufs tiefste von dieser Sache betroffen worden sein, da zu der Erkenntnis seines Irrtums auch noch die Qual darüber komme, daß er die Erfahrungen, die ihm Celestes Aufenthalt im Nußbaumhause gebracht, einfach in den Wind geschlagen habe. Die Schönheit dieser Frau hatte sein Malerauge und sein Künstlerherz dermaßen erfüllt, daß er an den Warnungen der Tatsachen blindlings vorübergeeilt war. —

Sie fuhren danach in dem Wagen, der sie an der Bahnstelle erwartete, zu dritt dem Nußbaumhaus entgegen.

Hanna und Silvanus sprachen in der folgenden Zeit auch manchmal von dem Briefe der Lehrerin, der eintreffen konnte und der ihnen ein Wegweiser hätte werden können — aber der Brief kam nicht. Sie sahen die Lehrerin in sehr langen Zwischenräumen auch wieder. Im zweiten Sommer danach verbrachte sie mehrere Tage im Nußbaumhaus — aber, wiewohl es schien, als gebe es keine Neuigkeit in der Stadt, die sie nicht wisse, und wiewohl sie auch sagte, daß über die dritte Ehe der Frau Celeste garnichts zu vermelden sei, das darauf schließen lasse, es gehe ihr in dieser

Ehe nicht gut — der Maler Berengar blieb verschollen.

Hanna und Silvanus erklärten sich nun sein tiefes und langes Schweigen. Und Silvanus sagte: er werde nach diesem Ereignisse wohl nie wieder von sich hören lassen; denn die Eigentümlichkeit seines Charakters verbiete ihm, Beziehungen wieder aufzunehmen, die ihm unliebsame Erinnerungen bringen könnten.

Aber in der Stille des Nußbaumhauses beschäftigten sich die Gedanken der einsamkeitsfreudigen Menschen in all den Jahren mit ihm, die an ihnen vorüberschritten. Oft besprachen sie mit einander, daß wohl auch Berengar ihrer gedenke, oder daß er ihren Brief in den Arkaden des Strandhauses von San Vigilio gefunden habe, oder daß sonst etwas sei — vielleicht gar, daß ihn eine leise Stimme an die Zeit seines jungen Schaffens in der Herrgottswiege mahne und ihn heimriefe; denn wenn garnichts von allem wäre, was sie im Nußbaumhause miteinander erwogen — wie käme es dann, daß er immer wieder plötzlich in ihren Gedanken stehe? Und wie sei es möglich, sagte Silvanus, daß ihm Berengar oft so nahe schiene, als höre er ihn seinen Namen rufen — manchmal fast angstvoll, als solle er kommen und ihm helfen? ...

Darüber ging ein Jahr nach dem anderen durch

das in seine helle Lieblichkeit verlorene Tal. Es waren fünfzehn Jahre verstrichen, seit Berengar die Herrgottswiege verlassen hatte, und es waren zehn Jahre vorüber, seit Silvanus den Brief für ihn am Ufer des Sees, den er liebte, geschrieben hatte — von Berengar kam kein Lebenszeichen.

Aber die Erinnerung an ihn verblaßte nicht — ja, sie war noch leuchtender geworden, und Berengar war der stille Dritte in dem Bunde der Leute vom Nußbaumhaus.

Diese beiden Menschen waren in ihrer Zweieinsamkeit geblieben. Ein Kind war ihnen versagt — wieviele der Jahre auch zogen, es kam keins.

Darüber hatten sie die liebe schöne Hoffnung begraben. Sie hatten die Hände und Herzen voll Glück, und sie fanden sich mit dem ab, das ihnen der Himmel verweigerte.

In die Haare des Herrn Silvanus fiel allgemach der Reif des Alters, und er berechnete, daß auch Berengar nun schon der Vierzig nahe sein müsse. — Um Hanna war, da sie während der Rosenzeit in ihr dreißigstes Jahr schritt, das Licht eines Mittsommertags, in dem die Ähren reifen und Mohn und Kornblumen blühen; sie sah aus wie ein Feld vor der Ernte: hell, freudig und reif. Und so war auch ihre Seele. —

Es könnten Menschen sein, welche meinen: unter

allen Dingen, die in jenen Jahren in der Herrgottswiege geschahen, sei nichts wunderlich als die zahlreichen Fäden, die sich aus der Stille des Nußbaumhauses zu einem Manne schlugen, mit dem doch während seines kurzen Aufenthaltes im Tale kaum ein recht freundschaftlicher Verkehr bestanden habe.

Es geschieht aber schon in dem lauten Leben der Städte, wo die Menschen ebenso hastig aneinander vorübertreiben wie durch ihre Tage, daß oft ein ganz geringfügiges Ereignis in einem Herzen durch viele Jahre, ja durch ein Leben stehenbleibt, ohne daß gesagt werden kann, warum es so sei. Das Leben in der Einsamkeit, das, je länger es währt, immer freier wird von jenen Kleinigkeiten, aus denen innerhalb der menschlichen Gemeinschaften sich oft ein ganzes Dasein zusammensetzt, bringt weniger oder gar keine Ereignisse jener Art, die nur einzutreffen scheinen, um wieder vergessen zu werden. Sondern es ist in den Tiefen starker und einsamer Seelen — weil sie nicht mit dem Putz vertändelter Stunden angefüllt sind — in viel höherem Grade das Doppelleben der Vergangenheit und Gegenwart verknüpft. Zu alledem hatten bei Berengar und Silvanus Lebensgewohnheiten bestanden, deren Vergleich und deren Erklärung für den Dichter einen weitaus größeren Reiz haben mochten, als

für den Maler. Vielleicht war diesem kaum etwas darüber eingefallen, oder es hatte für ihn weiter nichts Bedeutung gehabt, als daß sie beide von der Schönheit des gleichen Weibes gefesselt wurden und beide an dieser Schönheit scheiterten.

Aber wenn ihnen garnichts gemeinsam gewesen wäre, als eben jener Irrtum, sagte Silvanus, so sei dies genug, einander niemals aus dem Gedächtnis zu verlieren. —

Auch in Hannas Leben stand das Geheimnis, das sich um Berengar wob, als eine Sache, über die eines Tages das volle Licht fallen müsse; wie denn ihre Ehe das reinste Aufgehen des einen im andern war. Es war eine jener herrlichen Vereinigungen zweier Menschen wie sie zu dieser Zeit weder das Band der Freundschaft, noch das der Brüderlichkeit zu schlingen vermag — am wenigsten aber das einer Liebe, die in gedankenlosem Rausch oder in Sinnenfreude des törichten Glaubens ist, sie könne das Dasein zweier Menschen erfüllen. Liebe ist nicht die Erfüllung des Lebens, sondern sie ist seine Krone, und nur die Könige unter den Menschen vermögen diese Krone würdig zu tragen. Die anderen treiben mit ihr dahin wie durch ein Maskenspiel; und der Morgen graut, an dem sie ihren Flitter erkennen.

Es stand nichts zwischen Hanna und Silvanus, das nur das Eigentum des einen gewesen wäre. Es war

nichts, das sie nicht gemeinsam erwogen, und selbst die dichterischen Pläne, die in der Sonne des weißen Hauses am Hange erblühten, bewegten beide in den Tiefen ihres Herzens. Und es war keine Stelle an dem langen Wege durch die Jahre, an der sie müde aneinander geworden wären. Das Bild des einen stand in der Seele des anderen in Kraft und Klarheit, und es ward in der Fülle seines Glanzes schöner mit jedem Jahre.

Es war Stille um sie, aber keine Einsamkeit. Über ihnen wölbte sich ein Himmel des Glücks, an dem nie der Schatten einer Wolke emporziehen konnte; denn Silvanus schrieb ihren Tagen die Gesetze; und so schritten sie in dem sicheren Gleichmaße vorüber, das nur Tagen eigen ist, die nicht gehen wie sie wollen, sondern wie es ihnen der geläuterte Wille des Menschen vorzeichnet, dem sie gehören.

Es waren nicht Tage jener müßigen Freude, von denen sieben zur Hölle werden. Es waren nicht Tage törichten Genießens, von denen schon der dritte schal, der vierte leer und der fünfte Qual ist. Es waren nicht Tage der Ruhe, die nach der Geißel der Blitze schreit; sondern es waren Tage eines Glückes, das nur der Tod zerschlägt, und Tage der Fülle, in denen der fröhliche Kampf ist um das Werk eines Lebens.

5.

Vroneli.

Die Menschen waren anders geworden. Aber das Tal stand in unwandelbarer Lieblichkeit, wie es immer gewesen war.

Der Bergwald trieb in jedem Jahre neues Grün, aber es schien, als würden die Bäume nicht mächtiger. Um ihre Stämme wob die Flechte, die aus den Nebeln des Herbstes trinkt; die braunen Falken schlugen ihre Kreise über dem Tale wie einst; die Rehe zogen im Mondlicht über das weiche Gras und kamen im Winter vor die Häuser; die Hirsche schrien ihren königlichen Ruf durch die Sommernächte — es war alles wie vor Jahren.

Aber die Menschen waren anders geworden.

Franz Steinhofer war zu den Soldaten gezogen und war zurückgekehrt; er hatte die blonde Zilli zur Frau genommen, und sie hatte ihm einen Knaben und ein Mädchen geschenkt, die nach Silvanus und Hanna genannt worden waren.

Hannes, der Philosoph aus der Brettmühle, war immer eigenwilliger auf die Bahnen seines Großvaters eingelenkt und hatte sich deshalb auch noch nicht ganz mit dem Gedanken abgefunden: ob die goldenen Tupfen der Sterne am Ende nicht doch die Löcher seien, die der liebe Gott in die Kuppel des Himmels geschlagen habe, um den Menschen einen Schimmer des Lichts aus den Gärten der Ewigkeit zu gönnen, in denen es nicht Nacht ist.

Das Vroneli, das auch gern ein bischen in sich hineinsinnierte und seine eigenen Anschauungen von der Welt hatte, holte sich den Hannes manchmal ein wenig herüber in das Haus am Brunnen, weil ihm — dem Vroneli — die Hanna von den Jahren ganz leis aus den Händen genommen worden war. Und das Vroneli, das den Hannes besser kannte als einer, sagte: „Er hat seit seinen Knabenjahren eigentlich nur den einen Gedanken gänzlich aufgegeben, seine Schwester Agnes zu heiraten" — ein Einfall, den er bis in sein zehntes Jahr mit verliebter Zärtlichkeit gehätschelt hatte.

Daß dieser Gedanke in der Dankbarkeit wurzelte, die er dem Mädchen für den Mut im Kampfe gegen die Kreuzotter schuldete, war erwiesen. Und nicht nur das ist sinnbildlich für die Art seiner Lebensauffassung,

daß er in jener Nacht das eine Hösleinrohr umwendete, um am anderen Tag eine Sache nicht zu vergessen, die er für wichtig hielt, sondern es ist auch sinnbildlich, daß er einmal gesagt hatte: er habe sich die Agnes bei der Geschichte mit der Kreuzotter gleich ein bißchen angezeichnet.

Da er sich nicht bei dem beschied, was die anderen Menschen von den Dingen dachten — wohin er hinwiederum manchem Philosophen recht unähnlich ist — so hatte er den Satz aufgestellt: das Überlegen müsse die meiste Zeit wegnehmen vom Dasein, und danach lebte er. Zum Überlegen hatte er sich einen Platz hinter dem geräumigen braunen Kachelofen ausgesucht, über den er von Kind auf alle Liebe seines grundgütigen Herzens ausschüttete. Im Zwielichte dieses Winkels eröffnete er jede seiner Arbeiten mit einem ausgiebigen Nachdenken.

Es war für das Vroneli ausgemacht, daß er der beste und der wunderlichste Mensch von der Welt sei. Wenn ihn aber in einer glückverlassenen Stunde der Gedanke befiele, er müsse heiraten, dann sei der Topf entzwei und kein Drahtstricker könne ihn wieder flicken.

Das sagte ihm das Vroneli an jenem Tage in unerforschlicher Selbstlosigkeit auch gerade heraus, an

dem die Agnes mit dem Zeichen auf der Stirn und zu einer Zeit, in der die Blüte der ersten Jugend schon heimlich zu entblättern begann, von einem Witwer als seine Häuserin über das Gebirge geholt ward.

Das war ein Mehltau auf das Lebensglück des Hannes, und er hat diesen Befall auch nie ganz verwunden; denn wiewohl er sich des Gedankens, die Agnes aus unwandelbarer Dankbarkeit heraus zu heiraten, seit fünfzehn Jahren in überlegener Heiterkeit entschlagen, hatte er sich mit behaglicher Umsicht in den anderen eingebaut wie der Spatz in den Starkasten, daß er mit der gehorsamen, tapferen und bedachten Agnes die Brettmühle einige Jahrzehnte bewirtschaften werde, wenn die Alten der Mühen und endlich des Lebens genug hätten.

Hannes war darüber zum vergnügten Rechner geworden, weil er wußte, daß die Schwester eher eine Arbeit zehnmal selber tat, als daß sie in die Netze seiner Gedanken störte; und als das Exempel stimmte, zerriß ihm das Schicksal in Gestalt eines närrischen Witwers die Rechnung und warf ihm den Bettel vor die Füße.

Was das für ihn zu bedeuten hatte, konnte unter allen Menschen nur das Vroneli ermessen, und es wurde von einem zitternden Schrecken befallen, als

der Hannes eines Abends, da es sich gerade zu Bett legen wollte, mit der Zeitung von dem Verspruch der Agnes in das Haus am Brunnen stapfte; denn das Vroneli meinte: die Dankbarkeit werde ihn zum zweitenmal übermannen, und er werde ihm — weil es immer ein feines Verständnis für seine Eigenheiten gezeigt hatte — die Ehe antragen, wiewohl es ein paar Jährlein älter war. Darum erzählte es ihm am selbigen Abende die Geschichte von dem zerbrochenen Topf.

Alles dies geschah im sechsten Jahre nach der Hochzeit des Herrn Silvanus mit Hanna; denn dieses Ereignis war für die Herrgottswiege der Beginn einer neuen Zeitrechnung — das Vroneli zählte damals fünfundzwanzig Jahr und war damit auf jene gemäßigte Höhe gelangt, auf der ein Mädchenmund allgemach zu vereinsamen beginnt.

Es ist niemals festgestellt worden, ob von seiten des Hannes Gefahr für das Vroneli im Anzuge gewesen sei; aber das sahen die beiden Frauen im Haus am Brunnen, daß Hannes von jenem Tag ab noch ‚tiefsinniger' geworden war. Und gleichsam, als kenne er die Grenzen genau, in denen sich sein Leben und seine Kräfte zu bewegen hätten, wenn er mit allem fertigwerden wollte, machte er die Brettmühle zu einer Ein-

siedelei, die selbst in der Einsamkeit des Waldwinkels bis zu dieser Zeit unerhört war.

Er hatte nämlich in der Tat den Entschluß gefaßt, nicht zu heiraten, und als der Müller und die Müllerin, beide noch nicht gar alt, einst in dem gleichen Jahr in das Grab stiegen, berührte sehr lange keine fremde Hand etwas in dem einschichtigen Besitztume.

Manchmal kam das Vroneli mit seiner Mutter zu ihm, und da sie erkannten, daß sich in der Stube, darin der Hannes hausete, die Fenster, die Winkel und der Mann selbst in einen sanften Staub woben, hob die Uhr des Gewissens in dem Vroneli zum schlagen aus, und es sagte: sie zwei hätten einander nun doch wohl heiraten können, wenn nicht dadurch einer der beiden kleinen Besitze gar verwaist wäre; doch die Mutter habe das Haus am Brunnen nicht in andere Hände geben mögen. Und Agnes und Zilli, die ihren Teil noch an der Mühle hatten, meinten auch, es könne in der folgenden Zeit ein Nest für eins ihrer Kinder darin gebaut werden, und für Hannes bliebe dann in der Oberstube noch Platz genug, falls er sich nicht doch anders besinne.

So hätte für die die nächsten zwanzig oder dreißig Jahre keine Änderung der Dinge stattzufinden brauchen; denn Hannes säete, erntete, melkte die Kühe,

stampfte den Rahm im Fasse, bis er Butter geworden war, und strich die Butter in die Form — er war Magd und Köchin, Knecht und Bauer.

Da kam wieder einmal der Winter; und da Hannes über das Werk des Herrn Silvanus mit der Gründlichkeit nachgedacht hatte, die ihm eigen war, verfiel er um diese Zeit auf den Gedanken, er wolle der Chronist der Herrgottswiege werden.

Auch diese Idee war schon seit einer Reihe von Jahren in ihm, und zwar dergestalt, daß er meinte: Silvanus schriebe alle Dinge auf, die in der Gegend sich ereigneten. — Er lieh sich also die Bücher im Nußbaumhause, die Silvanus zum Verfasser hatten. Weil darin aber von ganz anderen Dingen geredet wurde, wunderte er sich eine Woche lang, und danach wurde der Gedanke fallreif in ihm: wenn dies nicht der Herr Silvanus tue, so müsse er selbst aufschreiben, was sich in der Herrgottswiege zugetragen habe, seit Häuser darin stünden. —

Gemeinhin liegen die Dinge so, daß der gute Engel sich von dem Haupte der meisten Menschen schwingt, wenn sie auf das Dichten verfallen. Wie aber bei Hannes alles in das Gegenteil der sicheren Regel schlug, so ward auch dieses seinem einspännigen Dasein zum Heile.

Da er nämlich zu schreiben angefangen hatte, be-

rechnete er an dem Fortschreiten der Arbeit, daß sie leicht dreißig Winter währen, ja, daß er sich darüber so langsam ins Grab sinnieren könne; denn er wollte mit den grausigen und lockenden Geschichten des dreißigjährigen Krieges beginnen, weil das Wissen der Leute bis in diese Zeit zurückreichte. Wenn er nun in jedem Winter den Wandel der Dinge im Tal und seiner Umgebung während eines Jahrzehnts darstellte, so war die Rechnung richtig. Und da er sich mit der Gründlichkeit der Sache annahm, die er in allem zeigte, was ihm Freude machte, und da auch das verhängnisvolle selbst- und weltvergessende Glück des Dichtens über ihn fiel, erkannte das Vroneli eines Tages mit lustigem Entsetzen: so gehe das nicht mehr weiter, es komme sonst eine Verwahrlosung über das Haus — nicht zum sagen.

Das Vroneli hatte nämlich herausgefunden, was er trieb, wiewohl er keinem Menschen eine Silbe verraten hatte; und es hatte auch erkannt, daß er außer ihm für nichts mehr Gedanken habe als für das Feuer im Ofen und für das Öl in der Lampe; denn er schrieb in dem Winkel, in dem es auch am Tage nicht hell wurde, und behauptete, dieser Winkel sei der herrlichste Platz der Erde und sei ein Brunnen aller guten Einfälle.

Das Vroneli setzte sich ihm also gegenüber und

schmunzelte ihm in das glatte Gesicht, in dem sich schon so viele Fäden zogen, als hätte die Spinne darüber gesponnen, und es sagte zu ihm: gegen die Sache sei nicht das geringste einzuwenden; selbst über das Licht, das er am Tage verbrenne und das die unerhörteste Verschwendung sei, auf die ein Bauer verfallen könne, da der liebe Gott ja die Sonne an den Himmel gesetzt habe — selbst über dieses Licht wolle es nicht mit ihm rechten, doch müsse er ihm zuvor sagen, ob er die Chronik der Herrgottswiege auch drucken lassen wolle, wenn sie fertig sei?

Das wäre die wunderlichste Frage, die das Vroneli an ihn richten könne, antwortete Hannes. Natürlich fiele ihm das garnicht ein, sondern er schreibe, weil es ihm erstens eine ganz ungemeine Freude bereite, und zweitens deshalb, damit die Ereignisse der alten und neuen Zeit nicht vergessen würden, da sie das Schönste seien, was sich denken lasse. Es würde mit jedem Menschen ein Stück dieser Geschichten begraben. Sonst aber habe er weiter nichts mit dem Buche vor, als es auf das Wandbrett zu stellen, auf dem es dann Platz hätte, solange die Mühle dawäre. Und wenn diese verfalle, werde wohl einer sein, der das Gedenken der Urväter in Ehren halte, und er werde ihm einen anderen Platz geben.

Das wurde mit so lieber Bescheidenheit und inniger Klarheit vorgebracht, daß in dem Vroneli auch das leise Fünklein Zorn ausging, mit dem es zuvor zu ihm geredet hatte. Es sagte: es sehe nun ein, daß sein Vorhaben ganz vortrefflich wäre — aber wenn seine Freude an der Arbeit so bleibe, woran es nicht zweifele, so sei der Verfall der Brettmühle nicht in jene ferne Zeit zu rücken, von der er gesprochen habe, sondern dieser Verfall stehe schon vor der Tür: es dränge sich der Frost zwischen die Schindeln und sprenge sie; es wären die Wände des Hauses im Herbste nicht mit Reisig zugesetzt worden, und nun krieche die flimmernde Kälte herein; wenn ein Tau komme, würden die Mauern triefen wie eine Bergwand im Frühling, und er habe den Quell gleich in der Stube — ob er denn an diesen und hundert anderen Dingen nicht sehe, daß die Verwahrlosung schon in vollem Gange wäre?

Wie das Vroneli zuvor dem Hannes seine Hochachtung bezeigt hatte, so bezeigte er sie nun ihm; und da es den Schlüssel zu seiner Wunderlichkeit verwahrte, schloß es sich den Hannes in dieser Stunde ganz auf und sagte: es wisse eine Magd über dem Berge, die sei ein ruhiges und verständiges Frauenzimmer — ob es mit ihr reden solle, daß sie zu ihm zöge?

Hm, sagte darauf der Hannes, er sei zwar zu der

Überzeugung gelangt, daß ‚Frauenzimmer‘ und ‚verständig‘ Dinge seien, die der Herrgott nicht für einander gemacht habe, aber wenn das Vroneli meine, daß die Magd in den Waldwinkel passe, so könne man es ja mit ihr versuchen.

Doch das Vroneli, weil es nun einmal in ihm war, sagte: mit dem Versuchen wäre gar nichts getan, sondern er müsse sie mindestens für ein Jahr dingen, damit er sich an sie gewöhne und auch sie Geschmack an dem Leben in der Brettmühle bekomme, das wahrlich wunderlich genug sei.

Der Hannes schob darüber zwar das Kinn ein wenig nach vorn, als sei ihm plötzlich die Halsnaht an dem schwarzen Sammetbrustlatz zu eng geworden, fuhr auch mit dem Zeigefinger dahinter, aber das Vroneli war so dicht an ihn herangerückt, daß es ihm die Schuhe vorn auf die Füße gestellt hatte, und sagte: es übernehme die Verantwortung für alles, und wenn er die Magd nur gewähren lasse, so würde es weder dem Hause, noch dem Vieh an etwas fehlen.

Gewähren lassen wolle er sie, sagte Hannes — ob sie denn auch mit den Kühen über den Berg fahren und Brot holen könne? Und ob sie nicht alles nach ihrem Kopfe machen und die ganze Hausordnung umstoßen werde?

Da lachte ihm Vroneli mitten ins Gesicht — ob er denn so etwas eine Ordnung nenne? fragte sie.

Ja, sagte er; denn es wäre ihm nie etwas fortgekommen, und da er auch niemals durch das Haus fledere, so bliebe der Staub und so blieben die Spinnen immer an ihrem Platz, und es ginge jeder Tag in schöner Ruhe hindurch.

Darauf sagte das Vroneli: es sehe immer mehr ein, er sei ein unverbesserlicher Mensch; und es solle an ihm ja auch garnichts gebessert werden — aber dem Hause sei er dies schuldig. Wenn ihm seine Schwestern morgen das Geld abforderten, weil sie diesem Treiben nicht mehr länger zuschauen wollten, oder wenn sie ihm gar fremde Leute hereinsetzten . . .

Es war zum ersten Male, daß Hannes einen in der Rede unterbrach, und er sagte zum Vroneli: es habe ihm nun alles sehr schön auseinandergesetzt — ob es auch Sorge tragen könne, daß die Magd komme?

Ja, antwortete das Vroneli, es wolle gleich selbst über den Berg gehen und mit ihr reden. —

Am anderen Tage traten zwei Frauen aus dem Walde, wo der Weg in das Tal mündet — das Vroneli mit der neuen Magd.

Es lag ein reiner, spannenhoher Schnee, und der Himmel hing voll blaßblauem Froste. Ein Weilchen

blieben sie am Saume stehen, und Vroneli sagte ihr von jedem Hause, wer darin wohne — die Geschichte der Leute hatte sie ihr schon auf dem Weg über den Berg erzählt; denn die Magd war von Schlesien gekommen, wo sie um die Weihnacht ihre Mutter begraben hatte, und suchte nun auf dem Wege durch das Haus eines Vetters im Dorfe nach einem bischen Glück.

Danach stapften sie der Brettmühle entgegen, die die Magd gleich daran erkannt hatte, daß die Lampe mitten am Tage hinter einem Fenster brannte. Und als sie in die Stube kamen, kroch Hannes der Schreiber aus seinem Winkel hervor und sah: sie war eine hüftenbreite große Person mit sehr hellen Augen und einem schweigsamen Munde; dieser Mund war aber nicht verbittert . . .

Wie sie denn heiße?

Anna Wohlgezogen.

Und wie alt sie sei?

Achtunddreißig Jahr.

Das Vroneli habe ihr wohl schon alles gesagt?

Ja.

Dann solle sie sich von dem Vroneli auch durch das Haus und den Stall führen lassen und die Arbeit gleich beginnen.

Was sie vorher getrieben habe?

Am liebsten wäre sie Soldat geworden — so aber sei sie in Dienst gewesen, und danach zu Hause, weil das kleine Anwesen auf sie gewartet habe.

Sie solle ein Jahr dableiben, und danach — wenn sie noch miteinander hausen möchten — solange sie Lust habe. Ob sie damit einverstanden sei?

Ja. —

Dann kroch Hannes wieder zurück an seinen Platz, brummte ein Weilchen wohlgefällig vor sich hin, und der Gänsekiel, den er sich mit einiger Kunst selber zuschnitt, knarrte von neuem über das Papier. —

Als es Frühling geworden war und das Broneli mit der Innigkeit, mit der es die kleinen Vorgänge seines Lebens erfaßte, auch erkannte, daß es die Uhr in der Brettmühle während des Winters wieder in richtigen Gang gebracht habe, ereignete sich im Tal etwas, von dem die Menschen redeten als von einer wundersamen Fügung des Schicksals, womit sie immer einen jener scheinbar sehr merkwürdigen Zufälle bezeichnen, die in ihnen den Aberglauben oder die Ahnung machtvoll und unbegreiflich waltender Kräfte erzeugen.

Aber es gibt im Leben zuletzt weder ein Schicksal noch Zufälle, sondern nur eine Kette von Geschehnissen, deren Glieder für das sehende Auge sich in ununter=

brochener Folge aneinanderfügen. Hinter einem solchen sehenden Auge wacht dann immer ein sehr scharf ausgebildeter Verstand, der das Wirken übernatürlicher Mächte nicht anerkennt, und der sich bemüht, alles Geheimnisvolle aus Welt und Dasein hinauszudenken.

Aber um das Bild des ewig waltenden Gottes, das dem Menschen schon in der Wiege ins Herz gehängt wird, gleichsam um ihm von seinem ersten Gedanken ab Zeit zu geben, das Unbegreiflichste zu begreifen — um dieses Bild Gottes blühen das ganze Leben hindurch die Wunderblumen des Glaubens, der Ahnungen, der Phantasie, aus denen wieder die Entartungen der Furcht oder des Aberglaubens hervorwachsen — Dinge, die die Menschen pflegen, je nach der Art ihrer Neigungen oder ihrer Lebensführung; ja, die meisten pflegen diese Gaben des Herzens vor denen des Verstandes und gehen in heimlicher Sehnsucht ihnen nach, worüber sie sich in den Glauben an ein Wunderbares verstricken, auf das sie warten als auf das große Glück ihres Lebens. Ihr Streben geht nicht danach, die ununterbrochene Kette der Ereignisse zu erkennen, sondern es lockt sie viel stärker der Glaube an eine offensichtliche Führung ihrer Tage durch Kräfte, die außer ihnen liegen.

So haben die meisten Menschen in ihrem Herzen

einen Altar errichtet mit der Aufschrift: dem unbekannten Gott. Oder sie führen mit der Innigkeit ihres Glaubens alles auf das Walten des persönlichen Gottes zurück, dem sie in ihrem Glauben ebenso wie in ihrem Aberglauben und ihren wunderlichen Meinungen huldigen. Wenngleich das reine Bild dieses Gottes in ihnen von Seltsamkeit umwuchert ist, so schadet das nicht — weder ihnen noch anderen; denn es liegt darin der Ursprung eines unerschöpflichen Glücks als ein Quell, der nicht versiecht in der größten Dürre des Lebens, und aus dem sie sich zuletzt die Kraft trinken zu einem heiteren Hingange durch das dunkle Tor des Todes. —

Das Begebnis mit Hanna war keinem als ein Wunder erschienen, sondern sie nannten es Glück und verbanden damit nur die Meinung von einem schönen Zufalle. Jenes aber, das sich am Vroneli ereignete, war für sie ein Wunder; sie sahen jedes Glied jener Kette, die das Leben geschmiedet hatte — und es blieb ihnen doch ein Wunder.

Eines Tages nämlich, da die Leute auf den Frühlingsäckern waren — Franz Steinhofer und Hannes der Schreiber pflügten, wiewohl Hannes erkannt hatte, daß auch die Magd am Sterz des Pfluges schreiten und eine Furche ziehen konnte, der sich der trefflichste

Ackerer nicht zu schämen brauchte — eines Tages kam ein junger Mann von Süden her gegen das Tal der Herrgottswiege geschritten. Seit Jahren war kein Fremder dieses Weges gegangen. Die draußen auf den Feldern hatten ihn gesehen, und ihre Gedanken liefen hinter ihm her. Als er dann wirklich in das Tal einbog, schirmten sie die Augen mit den Händen, hielten über der Arbeit inne und fingen an, sich zu wundern.

Es war in den Häusern niemand daheim als die alten Steinhöfer und das Vroneli mit seiner Mutter. Das Vroneli horchte bestürzt auf, als es draußen am Brunnen die Mutter reden und den Fragen einer fremden Stimme Antwort geben hörte. Und da es in seinem dunklen Wollrock und der hellen Jacke, die sich unter dem Bande der Schürze so sauber um die Hüften fältelte, unter die Türe trat und die Frühlingssonne ihm in die Augen und auf die braunen Scheitel sprang, sah es: dies Gesicht hatte nicht die Sonne des Gebirges gebräunt, und die Sprache, die der Mann redete, war nicht, die ihn seine Mutter gelehrt hatte. Er war auch weite Straßen gezogen; denn das Leben hinter den Fenstern eines kleinen Hauses wirft einen anderen Schein. Er trug ein Felleisen am grünen Bande — das Band war verblichen und das Fell vertragen ... Hannes der Sinnierer hatte einmal gesagt, als der Wastl

vom Brunnen sich mit dem Gedanken trug, in die Fremde zu ziehen: ein Felleisen sei ein Ding, das einer aufstelle, um das verlaufene Glück am Rande der Landstraßen zu fangen. Das war eine närrische Rede, aber auf das Bündel, das nun auf dem Rande des Brunnens lag, und auf den Mann, der daneben saß, traf sie doch zu. Darum dachte das Vroneli daran in dieser Stunde.

Wohin er denn wolle? fragte die Mutter, und das Vroneli stand schier unbeweglich an seinem Platz und hielt die Gelte zum Melken in den Händen, aber seine Augen sahen dem Fremden ins Gesicht.

„Just in die Herrgottswiege," sagte der.

Und was er denn dort verloren habe?

Da schupfte der Mann die Schultern — Hm, hm, antwortete er und legte die Ellbogen auf seine Knie und die Hände ineinander. So blickte er eine Weile nieder ins Gras, wie einer, den die kleine Frage mitten ins Herz getroffen —

„Verloren?" sagte er dann. „Ihr fragt seltsam, Frau — und doch, das Wort ist richtig: verloren! Soll ich Euch sagen: die Mutter? Denn wenn dies die Herrgottswiege ist, so ging sie mir hier verloren, mir und sich selbst und dem Leben."

Das sei eine wunderliche Rede, meinte die Frau vom

Brunnen, und das Vroneli stellte den Melkeimer zur Seite und trat vollends heraus in die Sonne.

„Eine Mutter ist im Tal nicht gefunden worden," sagte es halb lustig, halb neugierig.

Aber der Mann auf dem Brunnenrande hob seine Augen nach ihm auf, und vor dem Ernste dieser Augen ward die Lustigkeit des Vroneli stille. Und so wundersam ist das Menschenherz: die gleiche Fremdheit, die die Ursache war, daß das Vroneli zum erstenmal keck in seinem Leben wurde und mit dieser Keckheit den fahrenden Mann von sich stieß, lockte dies Herz mit lieben und leisen Stimmen des Mitleids, und das Mädchen erschrak, als es in die tiefe Nacht der fremden Augen blickte.

„O," sagte es, „ich wollt' Euch nicht wehtun — aber bitte, denket doch einmal darüber nach, wie es einem Menschen sein muß, der in seinem ganzen Leben der Herrgottswiege nicht sieben Tage fern gewesen ist und dem ein Fremder mit der Rede begegnet, er habe just auf diesem Fleck Erde die Mutter verloren!"

Das rasche Feuer der Scham war darüber auf der Stirn des Vroneli ausgegangen, und es hatte sich nun aus seinem Staunen wieder zu sich selbst gefunden — wie es auch vor sich selbst rot geworden war; denn es ward ihm in diesem Augenblick, als hätte es nie eine

größere Torheit im Leben geredet — das Vroneli, das das Mutterherz immer so sanft aufrichtete aus der Trübsal und die ganze Brettmühle samt dem Hannes vor dem Umfallen behütet hatte!

Während es noch wartete, ob der Mann am Brunnen etwas sagen wolle, schlug die Wanduhr im Häuslein zwölf. Vroneli schaute durch das Tor des Tales, ob etwa die von den Feldern schon auf dem Wege seien, und — als wäre die Sorge von dem Uhrenschlage aufgeweckt worden — sagte es: „Wenn Ihr sehr weit gegangen seid, und doch etwas in dieser Gegend sucht, so könnt Ihr Euch ein wenig im Hause ausruhen und befragen, und Ihr könnt auch mit uns Kartoffeln und Schmalz essen. Mögt Ihr?"

Darauf hängte der Fremde sein Felleisen in den Flur und ging mit den Frauen in die Stube. Es war sehr freundlich darin; denn die hellen Feuer der Geranien brannten schon auf den Fensterstöcken; es war so freundlich wie überall, wo saubere Herzen schlagen.

Danach ging das Vroneli melken. Die Mutter setzte währenddes die Teller auf den Tisch und hatte daneben noch einiges am Herde zu schaffen. Weil der Gast unter die Tür nach der Küche getreten war und ein wenig bei der Frau Mutter anklopfte, blieb danach kaum noch etwas über das Haus und seine Leute zu berichten, als

das Vroneli hereinkam. Und über dem Essen wird nicht geredet. Aber Zeit hatte das Vroneli doch, ein bißchen in die Augen des Gastes zu schauen und einen Blick auf die Mutter zu werfen, der ihm verriete, ob es vielleicht über der Arbeit die Geschichte verpaßt habe, die am Brunnen erzählt werden sollte.

Als es danach die Reste der Mahlzeit, die Schüsseln und die Teller fortgetragen, und als es mit dem Tuche auch die weißgescheuerte Tischplatte reingefegt hatte, setzte es sich wieder dazu und sagte: „Wenn Ihr nicht weiter als in die Herrgottswiege wollt, so werdet Ihr darin eine Besorgung haben."

„Ja und nein, beides," sagte der Mann. „Aber da Ihr schon vorhin so lustig an mir waret, so werdet Ihr Euch nun noch mehr wundern ... Habt Ihr einmal eine Frau gekannt, die Silpa hieß und die in diesem Tale wohnte?"

„Ja," sagte Vroneli. „Sie hat in dem schönen weißen Hause gewohnt, an dem Ihr zuerst vorübergegangen seid, als Ihr in das Tal kamt — das heißt, damals ist es noch nicht so schön und weiß gewesen, sondern es war ein sehr unscheinbares kleines Häuslein mit einem Dach aus moosgrünen Schindeln, und nur der Nußbaum stand so schön und groß davor wie in dieser Stunde."

„Es sind aber schon sehr viele Jahre darüber hingegangen," sagte die Mutter besinnlich. Und die Frauen begannen zu rechnen: sechs Jahre seit Silvanus Hanna zur Frau nahm — um diese Zeit war Hanna schon länger als fünf Jahre in seinem Hause gewesen ...

„Sind zusammen elf," begann Vroneli wieder — „es mögen zwölf Jahre sein, daß jene Silpa mit ihrem Manne in dem grünen Wagen davongefahren ist. Kein Mensch weiß, wohin, und es ist auch nie eine Kunde der fremden Leute auf uns gekommen."

„Die selbige Silpa war meine Mutter," sagte der Fremde.

„Und ist es wahr, daß sie eine Zigeunerin gewesen ist?"

„Ja. Ihre Heimat war die Pußta im Lande Ungarn, die auch meine Heimat ist."

Nun war die Zeit gekommen, in dem im Herzen der alternden Frau das Ahnen eines Wunderbaren aufging, das die Augen tiefer macht und in jedes eine Kerze stellt. Aber das Vroneli, das einmal gesagt hatte: am Hannes und seinen Seltsamkeiten könne man alles Wundern verlernen, wurde nur begierig auf die Sendung des Fremden und sagte: „Ein Kind hat Silpa damals aber nicht bei sich gehabt."

„Nein; denn den Knaben Vilmos hatte sie auf der

Pußta gelassen, und an diesem Knaben hat sich zuletzt ihr Leben zerschlagen. Sie hatte ihrem Manne nicht gesagt, daß sie weit fort in der fernen Heimat dies Kind habe, und die Sehnsucht nach jener Heimat und jenem Knaben wuchs in ihr — vielleicht hat ihr Herz in verweinten Nächten nach ihm geschrien ... Aber weil sie zuerst geschwiegen hatte, schwieg sie auch später und schwieg immerfort. Kummer und Reue fraßen ihr das Herz durch manches Jahr, und dann — nun dann ist sie mit dem Schnee in den Haaren von ihrem Manne weggelaufen, wie sie ihm einst zugelaufen war, und sie hat am Stocke die Grenzen von Ländern überschritten und hat sich hindurchgebettelt in Sonne und Regen bis in ihre Heimat. Sie ist hinausgekommen vor die Hütte der Pußta, an jene Stelle, an der ich dem reichen Manne die Fohlen hütete — sie hatte sich an den Hirten und an der Einsamkeit vorübergefragt bis zu ihrem Sohne Vilmos, und da sie vor ihm stand — wie hätte der Sohn in dem verwetterten Gesicht, das vom Jammer zerschlagen war, seine schöne Mutter erkennen sollen? Oh, es ist ein Elend um diese ferne herdenhütende Armut der Steppe!" ...

Weiter erzählte der Ungar Vilmos, daß er schon seit länger als einem Jahr in Deutschland sei, daß es ihm aber nicht möglich gewesen, die Lage des Tales der

Herrgottswiege von den Leuten zu erfragen; denn auch seine Mutter habe ihm die Gegend nur annähernd beschreiben können, und sie habe ihm das Gebirge genannt, in dem es sich befinde.

Was er in diesem Jahre getrieben habe? fragte Vroneli.

„In der schönen Zeit bin ich bei den Perlenfischern gewesen, die in dem Fluß Elster noch ein wenig an ihrem Werke sind," sagte er, „und in der kalten habe ich das Eis auf dem Flusse gesägt, das in die großen Kellereien der Städte gebracht wird; denn ich habe nichts gelernt, als was um die Herden der Steppe zu tun war, ich weiß, wie man die Wolle gewinnt und die Häute, und wie man sie verhandelt."

Aber aus allem was er sprach, merkte das Vroneli doch, daß er sich scheue, das letzte zu sagen.

„Nun seid Ihr in der Herrgottswiege, und ich habe Euch auch das Haus gezeigt, in dem Eure Mutter gewohnt hat. Wie kommt es denn, daß Ihr die Heide, Eure Heimat, verlassen habt und in dies fremde Land gezogen seid, wenn Ihr nicht etwa einen Auftrag von Eurer Mutter hattet? Was ich aber nicht glaube; denn wenn sie aus diesem Lande ging, weil das Heimweh sie trieb und weil sie — wie Ihr sagtet — darin so bettelarm und traurig geworden ist, was konnte Euch denn locken, herzukommen?"

„Oh,“ entgegnete Vilmos, „für den Mann ist in Deutschland viel mehr zu verdienen, als auf jener Steppe; ich habe auch ein Sümmlein hier,“ — und er schlug an die Brust, wo er die kleine Tasche am Riemen auf der Herzgrube trug — „es ist wohl nicht viel, aber es ist mehr, als ich in dem Knechtstum bei den Herden dort draußen in meinem ganzen Leben vor mich gebracht hätte. Ihr müßt immer daran denken, daß ich von Kind auf in Wind und Wetter und Entbehrungen hart, und bei Ziegen- oder Schafsmilch und schwarzem Brote ein Mann geworden bin. Als ich nach Deutschland kam, erkannte ich: in der Wüste der Pußta habe jeder Platz, aber in diesem Lande nur der, der arbeitet und ein wenig Geld erübrigt. Darum habe ich auch geschafft für drei, aber ich habe gegessen für einen Halben; denn ich habe es damit all die Zeit her nicht anders gehalten als ich es von Jugend auf gewöhnt war, das heißt: ich nährte mich für einen Groschen und verdiente einen Taler.“

„Und was wollt Ihr denn nun weiter beginnen?“ forschte Vroneli. „Es ist in der Herrgottswiege doch keine Arbeit für Euch; und warum seid Ihr denn nicht an jenem Fluß geblieben, an dem es Euch gutgegangen ist?“

„Weil ich mich zu einer Zeit dahin verirrte, in der

die Perlenfischerei vor ihrem Ende stand," sagte Vilmos. „Es lohnt nicht mehr für die Herren. Auf meiner Wanderung bin ich dann an ein helles Waldwasser gekommen und bin an diesem Wasser bergwärts geschritten, und weil mein Auge scharf geworden ist für alle Dinge in der Natur — denn ich habe zuvor immer nur den Himmel als Dach über mir gehabt — so habe ich auch in jenem Wasser nach der Muschel gesucht, in der die Perle ist und deren Schalen an der Innenseite alle Farben des Regenbogens zeigen; denn ich meinte: sie könne aus der Elster dahin gezogen sein. Und ich habe auch ihrer etliche gefischt und wirklich ein Häuflein jener Perlen darin entdeckt, die wir Staubperlen nennen, weil sie sehr klein sind und nur einen geringen Wert haben. Es ist aber alles zu wenig, um ein Gewerbe daraus zu machen — selbst ein heimliches."

Er tat auch zugleich einen Beutel aus dem Sack und schüttete Muscheln auf den Tisch, von denen manche den sehr schönen Perlmutterglanz zeigten. Und er nahm ein Schächtlein aus der Tasche, darin waren wohl hundert der ganz kleinen geronnenen Tropfen, die den sanften Schimmer des Mondlichts hatten; aber sie waren so winzig wie die Köpfe der Stecknadeln, und viele noch feiner.

Die Frauen sahen mit ihren staunenden Augen den fremden Glanz.

„Habt Ihr da nicht einen großen Schatz?" fragte die Mutter.

„Ein Schatz ist es wohl, aber er ist nicht groß," antwortete Vilmos, „und ich kann meinen Fund auch erst nach langer Zeit verkaufen, wenn nämlich einmal eine besondere Gelegenheit ist; denn jetzt würde mich der Händler, der ihn ersteht, nach den Papieren fragen, und wenn er sähe, daß ich im Dienste eines Perlenfischers gewesen bin, würde er Verdacht schöpfen, daß ich alles gestohlen habe. Und wenn ich ganz gerecht sein will, so muß ich sagen: ich hätte diese Perlen auch nicht nehmen dürfen" ...

„Aber Ihr habt sie doch in einem Wasser im Walde gefunden!" rief das Vroneli.

„Ja," sagte er, „doch das Wasser gehört jemandem, entweder einer Gemeinde, oder einem Grafen oder sonstwem ... es gehört in diesem Lande alles schon einem, und wenn man aus der wilden Unendlichkeit der Pußta kommt, ist man sehr erstaunt, daß man hier nicht einmal ein Feuer im Walde aus dem Holz anzünden darf, das der Sturm herniedergebrochen hat."

Darüber mußten die Frauen lachen; aber Vroneli

dachte: das letzte, an dem all ihre Gedanken hingen, verschweige er wohl absichtlich, was sie umsomehr wunderte, als er doch so offen mit ihnen geredet und sogar gesagt hatte: er habe vielleicht nicht ganz ehrlich gehandelt, daß er den Fund im fremden Waldwasser nicht abgeliefert hätte. Deshalb fragte sie ihn nun gerade heraus, was er denn in der Herrgottswiege suche?

Er tat darauf die kleinen Perlen wieder in das Kästlein, schürfte auch die blanken Muscheln in den Beutel und barg beides in seinem Rocke.

„Das mag Euch sehr wunderlich erscheinen," begann er danach. „Es ist eigentlich auch garnicht die Herrgottswiege, die ich suchte, sondern eine Höhle, die nicht weit davon an der Scheide des Gebirges liegen muß. Es ist gleichsam das Vermächtnis der Mutter, die wir auf der fernen Heide in den Sand gescharrt haben, das mich herführt; denn des närrischen Glaubens wegen, der an der Geschichte hängt, wäre ich nicht gekommen. Ich bitte Euch nun, vergesset über allem nicht, daß meine Mutter Silpa ein Zigeunerweib gewesen ist, das von seinem Volk und von seiner schönen und doch so traurigen Heimat her viele Wunderlichkeiten im Herzen gehabt hat, Wunderlichkeiten, wie sie den Leuten hier zu Lande nicht eigen sind, oder

doch in anderer Art — ich weiß es nicht. Und das ist es: Silpa hat die Ursache ihres kümmerlichen glücklosen Lebens in einem Kettlein gesucht, das sie auf der Fahrt durch einen fremden Ort einem Kinde vom Halse genommen — das sie jenem Kinde gestohlen hatte" ...

Vroneli zuckte zusammen, und sie mußte ihre Hände ineinanderlegen; denn sie zitterten wie in einem großen Schreck.

„Ihr dürft Euch nun nicht entsetzen vor mir," sagte Vilmos sehr ruhig und fast traurig: „denn Silpa war eine Zigeunerin, die das Recht vom Unrecht ihr Lebtag nicht so unterscheiden gelernt hat, wie Ihr es in den Schulen Eures Landes schon lernt, wenn Ihr noch Kinder seid. Und dennoch geht unter Silpas Volk der Glaube, daß an gestohlenem Schmuck endloses Herzeleid hänge. Vor dem Glanz oder dem Klang jener Kette schlug sie den alten Glauben aber in den Wind. Als dann das Ungluck über sie kam, gab sie der Kette die Schuld, die sie immer an ihrem Halse trug. Sie verbarg sie zu unterst in der Truhe — aber das Leid wuchs. Und wie der Aberglaube unter den Frauen der Pußta so mächtig ist, daß er oft ein ganzes Leben nach den bunten Lichtern lenkt, die er in einer Seele angezündet hat, so geschah es auch hier" ...

„Das ist freilich über die Maßen wunderlich," warf Vroneli ein. Sie hielt nun ihre Hände fester ineinander verschlungen; denn sie wurden ihr eiskalt, und ihre Augen starrten ganz verloren auf den Gast —

„Silpa hätte die kleine Kette doch fortwerfen können, wenn sie sich so vor ihr fürchtete ... etwa in den Brunnen vor dem Haus, oder in den Wald, oder in eine Felsschlucht."

„Daran hat sie wohl auch gedacht. Doch der Aberglaube, von dem ich erzählte, ist damit noch nicht aus; denn es heißt: dem, der den Schmuck stiehlt, bringt er Herzeleid; den aber, der den gestohlenen findet, segnet er mit einem großen Glück" ...

„Es ist alles so töricht und herrlich!" rief Vroneli, und das Herz jauchzte ihr in diese Worte, „aber erzählt nur weiter — ich will Euch nicht mehr unterbrechen!"

„... und weil ihr Herz sehnsüchtig war nach einem bißchen Glück, dachte sie, sie wolle alles so bereiten, daß sie vielleicht selbst nach Jahren die Finderin der Kette sei. Und sie sann über einen Platz nach, an dem der Schmuck nicht so verborgen war, daß er an diesem Orte überhaupt von keinem Menschen gesehen werden konnte — ein Platz, der abseits war und dennoch für jeden zugängig, der offen war, und doch so, daß

die Wahrscheinlichkeit bestand, es werde die Kette daselbst niemand finden. Und wenn Silpa nach Jahren wieder des Weges gekommen wäre, wollte sie hingehen und suchen, und wenn das Kettlein dann noch an der gleichen Stelle gelegen hätte, so wollte sie daraus erkennen, daß es für sie von ihrem Glücke behütet worden sei und daß ihr nun das sehnsüchtig erwartete komme."

„Ihr braucht nach der Kette nicht zu suchen," sagte Vroneli. „Sie ist in der Höhle gewesen, von der Ihr gesprochen habt, und diese Höhle liegt vor dem Kamme des Gebirges in dem Walde, den Ihr vorhin gesehen habt." Sie knöpfte den obersten Knopf an ihrer Jacke auf — „da," sagte sie, „ich habe sie gefunden, und da sie Euch gehört, und auch weil es das einzige ist, das Euch von Eurer Mutter geblieben ist, so bitte ich Euch: nehmt sie. Ich habe viel Freude daran gehabt, aber die größte in diesem Augenblick, in dem ich sie Euch geben kann als eine Erinnerung an die Frau, die Ihr von allen Menschen am meisten lieb hattet."

„Wißt Ihr denn auch, daß es jene ist, von der ich Euch erzählt habe?"

„Ja meint Ihr denn, daß noch ein anderer ein Kette in die Waldhöhle hänge, die von den Menschen dieser Gegend fast nie betreten und von Fremden garnicht

gekannt wird? Es kommen auch keine fremden Menschen zu uns."

Aber Vilmos legte die Hand auf den Schmuck, der so zartgliedrig und dünn war, daß er wirklich nur der Schmuck eines Kindes gewesen sein konnte, und sagte: „Wenn daran eine kleine Silbermünze ist, die wohl aus der Zeit des Türkenkrieges stammt, so kann kein Zweifel sein, daß es die richtige ist."

„Ja," antwortete Vroneli, „es ist eine solche Münze daran, von der der Herr Silvanus gesagt hat, es sei ein altes türkisches Geldstück."

„Und wenn selbst dies ist, so will ich die Kette doch nicht nehmen, sondern ich bitte Euch, behaltet sie und traget sie wie bisher und denkt einmal an die sehr wunderbare Geschichte, die sich daran knüpft — oder erinnert Euch dabei an den fremden Mann von der Pußta, dessen Mutter Ihr kanntet und der eine Stunde bei Euch zu Gast gewesen ist . . ." Es flog dabei eine liebe Freude über sein braunes Gesicht, und er lächelte dem Vroneli so leis in die Augen . . . „denn," sagte er, „wenn es wahr ist, daß für den Finder ein großes Glück daran hänge, so will ich Euch dieses Glück nicht rauben; und da ich sie nun gefunden habe, könnte ja auch für mich die Zeit eines Glückes gekommen sein."

„Es ist sehr freundlich von Euch," sagte Vroneli. „Ich habe die Kette all die Jahre her getragen, zwölf Jahre, und so oft unsere Gedanken rückwärts gegangen sind, haben wir auch davon gesprochen, ob sich das Geheimnis wohl einmal enthüllen werde; daß es eine ganz merkwürdige Bewandtnis damit hätte, ahnten wir, weil hier im Tal und im Dorf über dem Gebirge und noch weiter hinaus alle Menschen von dem Funde gehört haben und doch niemand ein Recht daran geltend machte. Ich danke Euch viele, viele Mal dafür!"

Sie redeten nun noch eine Zeit darüber und redeten auch davon, wie sich die Menschen wundern würden, wenn sie die Geschichte erführen, und was der Herr Silvanus sagen werde und die andern.

Aber die Mutter meinte: es sei dies alles doch die wundersamste Fügung des Schicksals, die sich denken lasse, und der waltende Wille Gottes sei an gar keinem Dinge klarer erkennbar.

Es war in der Tat eine jener Fügungen der Dinge, welche Herzen, die Ahnungen und Zeichen nachsinnen, ganz ungemein wunderbar erscheinen mochte; und doch kann dabei weder von einem Zufall noch von Zusammenhängen geredet werden, die nicht in völliger Klarheit liegen. Vielmehr ist in allem der Wille der Menschen, die die Geschichte anging, von Anfang bis zu

Ende nicht auf die kleinste Strecke verborgen. Und wenn man es einen Zufall nennen wollte, daß jener Mann just in das Haus geriet, in dem der Fund seit Jahren aufbewahrt wurde — so ist gerade dies nichts weniger als ein Zufall; denn wenn er die Herrgottswiege von den Leuten einmal erfragt hatte, so führte ihn der Weg — er mochte vom Wald oder von den Feldern her in das Tal treten — zuerst und geradaus in das Haus am Brunnen. Und wenn dies auch nicht gewesen wäre, so hätten ihm doch alle Menschen im Umkreis von drei Stunden den Ort gesagt, an dem die Kette war.

Vielleicht aber könnte jemand meinen: wenn dies alles kein Zufall oder seltsames Schicksal sei, so sei es doch das Glück, das Vroneli und der fremde Mann, der von einer ungarischen Heide herübergeschritten kam, mit jener Kette fanden; denn der Mann blieb von Stund ab im Haus am Brunnen. Er wohnte in der Stube jenseits des Flurs, in dem vor zwölf Jahren der Maler Berengar gehaust hatte.

Und da eine Zeit verstrich und aus dem Gefallen, das er und Vroneli aneinander gefunden hatten, Liebe geworden war, löste sich alles heimliche Leid von der alternden Mutter; denn sie bereiteten unter dem stillen Dache des Hauses am Brunnen die Hochzeit ... Das Glück aber, das daraus erwächst, daß zwei gute, kluge

und tüchtige Menschen sich lieb haben, ist noch viel weniger ein Zufall.

Vilmos hatte bei dem Steinhofer gelernt, wie man die Äcker bestellt, er hatte das Land mit dem Pfluge brechen gelernt, und er kaufte für das Geld, das er sich erspart hatte, zwei Morgen Land vor dem Tale, die er bebaute.

Aber die Sehnsucht nach der fernen schönen Heide, aus der ihm ein Glanz bis in sein spätes Alter in den Augen blieb, erwachte in dem Sohne der Zigeunerin Silpa niemals; denn der war müde geworden an der Härte seiner verwaisten Jugend, und es fiel ihm in all den Jahren kein Glück ein, das froher sein könne als jenes, das er unter dem traulichen Dache des Hauses am Brunnen in guter Gemeinschaft mit dem Vroneli festhielt.

Nein, solch ein Glück ist kein Zufall, sondern es ist die Blüte der wachen und freudigen Herzen.

6.

Berengar.

Merkwürdig an der Geschichte von Vilmos und dem Kettlein der Zigeunerin Silpa ist aber doch etwas, nämlich: sie war ein Geheimnis, das in der halben Welt herumgelaufen ist; dies Geheimnis hatte sich zur Hälfte in der Höhle eines deutschen Gebirgswaldes versteckt und zur Hälfte in dem leidmüden und dunklen Herzen eines Zigeunerweibes; es hatte sich an den Hals eines vereinsamten Mädchens gehängt und war — als das Herz der Zigeunerin in einer verlorenen Pußtahütte aufhörte zu schlagen — gleich einem edlen Steine, der nicht mit in den Steppensand eingewühlt werden durfte, in das Herz eines jungen Hirten gelegt worden, das nicht wußte, was es damit anfangen sollte; und es wurde in diesem Herzen wieder herübergetragen in den deutschen Bergwald; es fanden sich darin zwei Menschen zusammen, fanden sich in das Glück ihres Lebens und hatten einander doch nie gesucht.

Alles dies geschah dennoch fünf Jahre vor jenem Tage, an dem sich das andere Geheimnis erst allgemach zu lösen begann, dem die Leute vom Nußbaumhaus in unermüdlicher Treue und Sorge zehn Jahre lang nachgegangen waren; denn es war zehn Jahre nach der Zeit, in der Silvanus in der Bogenhalle von San Vigilio den Brief an den Maler niedergelegt hatte, da schrieb Berengar:

Mein teurer und edler Freund Silvanus!

Jener Brief, der mir von der Heiterkeit des Glücks erzählte, in dessen Sonne Sie Ihr Leben geleitet haben, und seit welchem so viel Zeit verstrichen ist, daß sie hätte hinreichen können, selbst einen deutschen Maler berühmt zu machen, war für mich eine sehr freudige Überraschung. Sie war so freudig, daß ich daran hätte wieder erstarken können nach der Niederlage, die ich mir selbst bereitet hatte. Wenn Sie diese Niederlage nicht kennen, so will ich doch nichts von ihr schreiben; denn es ist eine verzeihliche Klugheit der Menschen, daß sie ihre Torheiten verschweigen. Und wer dies vermag, gilt gemeinhin noch nicht einmal als der Dümmste. Ich verschweige sie aber auch, weil ich hoffe, Sie in späterer Zeit wieder an das Gestade dieses Sees zu locken, an dem ich ein sehr schönes Besitztum erworben habe, und zwar in jener Gegend, in der Sie mich suchten.

Darum: wenn Sie wieder, wie einst, die weiße Straße von San Vigilio nach Norden fahren, werden Sie zur Linken die freundlich umsponnene Pforte in der hohen Mauer sehen, durch die Sie zu mir gelangen, und Sie werden auf jener weißen Straße nicht mehr vergeblich nach mir forschen.

Ihr Brief ist nicht vier Wochen an dem Platze geblieben, an dem Sie ihn aufbewahrten. Als es nämlich bekannt wurde, daß ich die Besitzung am Ufer des Sees gekauft habe, erschien ein Bote aus dem Strandhause von San Vigilio und sagte: da ich ein deutscher Maler sei und Berengar heiße, habe er im Auftrag eines unbekannten Mannes dieses zu bestellen.

Dann sah ich, wie Sie all' Ihre Tage zu einem vollen und reinen Akkorde zusammenstimmen und wie die Harmonie dieses Lebens in alles hinüberklingt, das um Sie ist. Welch eine herrliche Kraft ist in Ihnen, mein edler Silvanus!

Als Sie jenen Irrtum erkannten, in den Sie gerieten, weil Sie in den wunderbaren Gaben des Leibes jener Frau Celeste auch die gleichen des Geistes und der Seele suchten, löschten Sie diesen Irrtum aus und verloren vielleicht keinen Tag darüber . . . .

Und ich? — Auch ich verstrickte mich in das Netz eines Irrtums — vielleicht, weil ich Sie in unsagbarer

Verblendung in jener Sache nicht meinen Meister sein ließ, und ich weiß zehn Jahre danach noch nicht, ob ich je dazu gelange, mich ganz mit ihr auseinanderzusetzen.

Das ist weder Feigheit noch Ohnmacht, sondern es ist der Mangel der Erkenntnis des Weges, auf dem mein Herz, dies wunderlich klare und wunderlich eigenbrödlerische Künstlerherz, in sich zur Ruhe gelangen könne. Oft meine ich, es sei eine wilde Eigensucht in mir, oder es sei Menschenverachtung, die mich nun auch in diese tiefste Einsamkeit geführt hat — aber es ist weder das eine noch das andere, sondern es ist jene Entfremdung von den Lebenden, von der ich meine, daß jeder Künstler zu ihr gelangen müsse, wenn seinem Werke die erste Stelle in seinem Dasein gehört. Und so muß mir meine Kunst Braut und Krone des Lebens sein — aber: ist dieser Krone nicht der kostbarste Stein entfallen?

Dieses soll keine Frage sein, zu der zu reden ich Sie bemühe; denn Sie wissen: wer könnte vermessen genug sein — und wenn er der Weiseste der Erde wäre — einem Künstler zu raten? . . . In wessen Herzen ein Stern aufgegangen ist, der kann nicht anders, als ihm hochgemut folgen zu Ruhm oder Finsternis. Die ewige Leuchte des Ruhms aber brennt nur im Hause des Einsiedlers . . .

Mir ist, ich sehe Sie Ihre klare, tiefe Freude über diese Worte hinlächeln; denn jedes könnte auch in der Sonne Ihrer Seele gewachsen sein.

Leben Sie wohl, mein teurer Silvanus! Leben Sie beide wohl! Und ich möchte den Weg, den ich mir nun wieder zu Ihnen erkämpft habe, nicht mehr verlieren.

Wenn Sie aber fragen: warum so spät? So antworte ich: es ist nichts, das ein Mann schwerer verwände, als die Scham vor sich selbst.

Berengar.

Silvanus und Hanna — nachdem sie den Brief gelesen und wieder gelesen hatten, damit ihnen nichts verborgen bleibe, das etwa nur scheu angedeutet sei — sprachen lange über das reine und rätselvolle Menschenherz, das von dem Kampf erzählte, in dem es gelegen hatte, und doch die Härte dieses Kampfes verschwieg; das so unerbittlich gegen sich selbst war und doch von einer Weichheit, Innerlichkeit und Güte, die an einem Manne schier befremden konnte; und das zuletzt doch nicht mit sich selbst fertig wurde, wiewohl es die Kraft hatte, eigenwillig Wege zu gehen, auf denen es ganz auf sich bestehen mußte. Und es suchte diese Wege nicht aus einer Schrulle oder angenommenen Wunderlichkeit heraus, sondern aus seiner Natur.

Von welcher Seite die Leute des Nußbaumhauses

gegen die Rätsel dieses Herzens vorzudringen versuchten, immer trafen sie auf Widersprüche, die ganz unlösbar schienen. Und Hanna sagte: wer Herrn Berengar nur oberflächlich kenne, oder wer ihn nach dem Maße messe, das man an die Menschen zu legen gewöhnt sei, dem müsse die Eigenart des Malers als heillose Querköpfigkeit erscheinen; und es sei nicht nur begreiflich, sondern es sei sehr wohlgetan von Berengar, daß er sich in eine solch vermauerte Einsamkeit begeben habe. Aber wenngleich der stille Strandsitz seine Wahl sei, und wenngleich seine Lebensführung Zeugnis eines starken Herzens und kraftvollen Geistes sei, die beide niemals vereinsamen könnten, so müsse man doch wohl Mitleid mit ihm haben; denn nach seinem Briefe sei er nicht zu einem unbedingten Glücke gelangt, wie er es ersehne, sondern nur zu einem Glücke, mit dem er sich den Umständen nach abfinde und wie es auch jene Menschen besäßen, die ohne so vorzügliche Gaben des Herzens und Geistes ihr Dasein herunterlebten.

Hanna fragte Silvanus auch, ob Berengar wohl der Meinung wäre, daß sie von seiner Ehe mit Celeste wüßten?

Ja, sagte Silvanus, er glaube, daß dies der Fall sei. Berengar habe nur nicht davon geredet, weil sich daran doch nichts mehr ändern lasse; weil es ferner

eine Angelegenheit sei, die er ganz mit sich allein ausmachen müsse; und zuletzt auch deshalb, weil dies eine Sache sei, zu deren schriftlicher Auseinandersetzung wohl ein Dichter gehöre. Übrigens: es sei ja auch damals, als sie einander so nahe waren, nie ein Wort zwischen ihnen über Celeste geredet worden. Und wenn er — Silvanus — jene Angelegenheit so behandelt habe, als gehe sie keinen Dritten etwas an, so verhalte sich Berengar in dem gleichen Falle eben nur in der gleichen Weise. Wenn er aber an alles dieses nicht gedacht habe, so sei von der Ehe und den Gründen ihrer Lösung ja wohl auch garnichts zu sagen, was man im Nußbaumhause nicht längst kenne.

In Silvanus kam um jene Zeit der Gedanke, er wolle die Geschichte dieses Malers aufschreiben, aber so, wie sie vielleicht in den Köpfen der Menschen sich male, die in der Nähe Berengars wohnten und die — weil er ihnen garnichts von sich selbst erzählt hatte — nur auf Vermutungen über sein Vorleben angewiesen seien.

Er dachte: wenn es in späterer Zeit doch einmal geschehe, daß sie einander wiedersähen, wolle er sich auch die Erlaubnis zu diesem Vorhaben von Berengar erbitten. Jetzt aber sei die Zeit für die Niederschrift noch nicht gekommen; denn es stehe ja alles noch im

Anfange der Entwicklung, und das Leben habe erst weiter zu dichten, wenn ihm der Schreiber nicht vorgreifen wolle.

In Hanna erregte dieser Entschluß von Stund an die lebhafteste Teilnahme, und sie meinte: ob es nicht von besonderem Reiz für ihn sei, dem Leben um einige Jahre vorauszueilen und eine Möglichkeit der Entwicklung als Geschehnis darzustellen?

Sie hatte damit einen Gedanken gehabt, an dem sie beide mit großer Lebhaftigkeit herumrieten und dem sie auf mancherlei Wegen mit lächelnder Liebe und Besinnlichkeit nachgingen.

Hanna meinte: vielleicht werde Berengar eines Tages am See eine stille vereinsamte Frau treffen — oder es könne auch eine lustige sein, die das blaue sonnige Bergland in seiner Schönheit in ihre Augen finge — oder eine, die von der dunklen und schwermütigen Tiefe seiner Bilder hingerissen sei; denn daß das Leben eines so klaren gütigen Geistes und gesunden Mannes in dem Halbnarrentum des Hagestolzen versickern solle, könne sie nicht glauben. Und dies sei auch so widernatürlich, daß Berengar trotz aller scheinbaren Seltsamkeit des Wesens sich nie in eine solche Abseitigkeit verirren könne. Zwar: den meisten Menschen werde das Leben des Malers auch ohnedies im höchsten Grad

unnatürlich scheinen — allen jenen nämlich, die von dem Leben nichts als ein Vorübergleiten der Dinge fordern und meinen, sie hätten genug, wenn sich eine Fülle von Bildern flüchtig in ihren Seelen spiegele...

Solche Spiegelseelen haben sie fast alle; die laufen bei jedem Wechsel der Wärme an, bekommen Risse und sind ein unnützes Zeug. Aber eine Seele ist kein Spiegel, sondern eine Seele ist eine Welt, die das gewaltige Wunder der Schöpfung jeden Tag an einem Teil in sich nachschafft, daß es nicht ein Bild vom Leben, sondern das Leben selbst werde...

So dachte Silvanus über das freundliche Spiel der Phantasie Hannas hinaus. Er half ihr lächelnd weiter und ergötzte sich an dem Flug ihrer Gedanken, die aus der Freude am Glück Berengars und aus dem heiteren Empfinden des Weibes geboren wurden.

Aber als sie dies Spiel eine Weile getrieben hatten, sagte er: die Wirklichkeit werde in diesem Falle alles viel leuchtender erzählen, als es ihre Phantasie imstande sei; und das Warten auf die Entwicklung der Dinge sei für ihn lockender als eine voreilige und eigenwillige Führung der Fäden jenes besonnenen Manneslebens. Auch habe er — Silvanus — heute noch immer die Überzeugung, daß Berengar bei aller Sicherheit des Weges doch nicht die ausgleichende Kraft besitze,

um am Ende jenen völligen Zusammenklang der Seele des Menschen mit der Seele der Welt zu erzwingen, den man Glück nenne. Berengar sehe sich freilich selbst noch am Anfange des Weges zu diesem Ziele; denn er habe in seinem Briefe von „der späteren Zeit" geredet, in der sie einander wiedersehen wollten; er hätte aber eine ganz bestimmte Zeit genannt, wenn der Wunsch des Wiedersehens schon jetzt in ihm wäre. —

Das Band, das zwischen dem Nußbaumhaus und dem Haus am See geknüpft worden war, zerriß erst der Tod.

Der Briefe, welche gewechselt wurden, waren nicht viele — ein Zeichen dafür, daß das Leben hier wie dort in den Bahnen lief, die man ihm vorschrieb: das Werk der beiden Männer erfüllte ihre Tage und krönte sie; aber auch ein Zeichen dafür, daß zwei Menschen sich diese Briefe schrieben, die an den Geringfügigkeiten ihres Lebens vorübersahen, von denen sich jene erzählen, die nicht ahnen, daß ein Leben aus anderen Dingen als aus Geringfügigkeiten bestehen kann ...

Läden solchen Kleinkrams sind die Herzen fast aller; denn sie stapeln an jedem Tag ein paar Nichtigkeiten zu vorhandenem Plunder; und weil der ihnen selbst nicht so viel wert ist, daß sie drei Tage daran denken,

so ist zuletzt Müll, wo ein Himmel voller Sterne sein sollte. —

Es gingen die Zeiten, und es gingen die Jahre.

Da es zum fünften Male Herbst geworden war, seit Berengar zuerst geschrieben hatte, schickte er die Botschaft: es sei sehr wunderbar, daß das Leben ihm ein Kind zugeworfen habe — es sei zwar alles ganz anders als es damals bei Silvanus gewesen, da ihm das blonde deutsche Mädchen ins Haus gekommen wäre, und doch möchte er die tiefe Einsicht in die Seele der Jugend und dieses Mädchens aus dem fremden Volke besitzen, von dem er nicht anders sagen könne als: es sei ihm am Berg in die Hände gefallen' — eines von jenen, das der Tod stehen gelassen habe, da er in seinem Hause einkehrte. Und das Mädchen Assunta sei so klar und schön von Angesicht, wie in diesem Land um viele ihres Geschlechts lange vor der Jungfrauenzeit ein vorzeitiger Frühling blühe.

Hanna ward bei dieser Nachricht sehr fröhlich für Berengar; und auch Silvanus schickte ihm herzliche gute Wünsche; denn sie rechneten, daß der Maler nun fünfzehn Jahre ganz allein in seiner tiefen Einsamkeit zwischen Berg und See gesessen hatte, und daß schon zwanzig Jahre vergangen waren, seit die schöne dunkeläugige Frau Celeste das Nußbaumhaus verlassen hatte.

Es mochte nun der Schnee des Alters leis in ihr ebenholzfarbenes Haar schneien; denn sie war mit Berengar gleichen Alters gewesen: sie stand im vierundvierzigsten Jahre, und aus dem blonden Kinde Georg, von dem die Lehrerin erzählt hatte, war längst ein Jüngling geworden.

Da jene Lehrerin tot war, hatten Silvanus und Hanna nichts mehr von Celeste gehört und nichts von ihrem Knaben. Die Fäden, die sich aus dem Nußbaumhaus in die Stadt schlugen, waren mit dem Hingange des alten Fräuleins so gut wie zerrissen, und nur die Händler sendeten seit zwei Jahrzehnten immerfort aus einer alten Gewohnheit heraus ihre Waren. Die Inhaber der Geschäfte wechselten oder die Firmen wechselten — es blieb immer das gleiche. Aus der Jugend wurde die Kraft, und aus der Kraft das Alter.

Um Silvanus war es um jene Zeit schon ganz winterlich geworden. Aber es war noch nicht Winter in seinem Herzen. Als hätte die unabsehbare Kette von Tagen, die durch das Nußbaumhaus lief, während er seine dichterischen Pläne erwog und gestaltete, eine Frühreife an diesem Leben voll innerlichen Reichtums erzeugt, so lag ihm schon der Rauhfrost aus des Lebens Spätzeit in den Haaren. Und manchmal, wenn seine Seele noch mittsommermächtig aufleuchtete im Glücke

neuer Pläne, erschrak er beim Anblicke seines Bildes im Spiegel. Er dachte: aus den fünfzehn Jahren, die er Hanna im Alter vorausgewesen sei, müßten wohl dreißig geworden sein; denn sie stand noch immer in jenem vollen Lichte des Mittags, dessen Helligkeit so lange unwandelbar ist.

Wenn er sich dann noch weiter in den Abend seines Lebens, und wenn er sich sogar in die Nacht hineinsann, die diesem Abend folgen werde, so sah er Hanna allein in dem halbverwaisten Haus, und er dachte: ob er ihr auch so viel gegeben habe, daß sie sich niemals vereinsamt fühlen könne; denn Vereinsamung ist bitteres langsames Sterben.

Er dachte: sie habe, wenn er davongegangen sei, die zahlreichen Bände, in denen er ihr seine Seele und seine Gedanken zurückgelassen habe. Es hatte manches um diese Werke zu geschehen, das sie genau wußte; denn er hatte alle Dinge mit ihr besprochen, und er fand nichts, das ihr nicht geläufig geworden wäre. Aber es fiel ihm ein, sie könne eine Sehnsucht nach der Fülle der Bilder anderer Länder tragen, die er durch seine Schilderungen in sie gepflanzt habe. Und da er auch die Zeit gekommen fühlte, von der er dachte, daß seine Phantasie nicht mehr die frohe Flugkraft von der Höhe des Lebens zeige, und daß sein Geist nicht mehr die

Mühelosigkeit des Schaffens zu offenbaren schien, die ihm einst eigen gewesen war, so ward die Einteilung seines Tagewerkes eine andere.

Er wußte, daß die Größe eines dichterischen Gesamtwerkes auch davon abhängig sei, daß sein Schöpfer die Klugheit besitze, an der Stelle des Weges den Griffel aus der Hand zu legen, an der die Dämmerung der hereinbrechenden Nacht ihm auf das Blatt fällt.

Während er vordem wochenlang Tag für Tag an einem Werke gewirkt hatte, beschied er sich nun bei einer geringen Unterbrechung der heiteren Rast.

Und als er eines Abends mit Hanna am Saume des Waldes wandelte und die letzte Sommersonne so leis und warm in ihre Seelen ging, sagte er: „Ich will nun nichts mehr schreiben als jene Geschichte des Herrn Berengar. Es wird vielleicht eine sehr kurze Geschichte sein; denn mir ahnt: es ist Reue oder es ist eine Ungewißheit in Berengar, mit der er ringt. Ich habe dir noch viel zu zeigen, Hanna! Nun, da ich meine, mein Werk sei vollendet, und weil ich mit aller Treue das beste gegeben habe, was meine Begabung mir gewährte, so darf ich wohl das Wörtlein Ende darunterschreiben und sagen: das Stück Leben in das Tal hinein, das wir über einen recht sonnigen und lieblichen Hang führen wollen, gehört dir!"

Hanna strich ihm mit beiden Händen über Stirn und Wangen, in die die Jahre ihre Zeichen geschrieben hatten, die aber — weil ein Schimmer von Reinheit und Schönheit seiner Gedanken darauf geblieben war — noch lieber und gütiger geworden zu sein schienen, und sagte: „Ich hatte so viel Teil an diesem Leben, daß ich sehr glücklich daran wurde. Willst du mir nun noch mehr geben?"

„Ja," antwortete Silvanus, „ich möchte nachholen, was ich über meinem Werk an dir versäumt habe," und sie lächelten beide; „denn es ist eine wunderliche Sache um das Menschenherz: an einer Stelle am Wege des Lebens vernimmt es plötzlich sein Schlagen und deutet dies Schlagen als den Schritt der Zeit, die einem Ziele entgegenläuft. Vor dieser Wegstelle ist das Leben Ewigkeit — nach ihr ist es nur eine kurze Spanne. Darüber werden die Augen sehnsüchtig nach allerlei Dingen, die ferne liegen — und ich habe gedacht: wenn ich dereinst hingehe in die große Nacht, hinter der das klare Licht der Ewigkeit steht, könnte auch in dir jene Sehnsucht wach werden, und du könntest sagen: ‚Er hat mir die Welt aufgeschlossen, aber er hat vergessen, mich die Erde sehen zu lassen.' Darum wollen wir uns noch viele schöne Gegenden dieser Erde anschauen und wollen sehen, wie die Menschen in ihnen

leben. Wir wollen die weiten Ebenen durchreisen, das gewaltige Gebirge der Alpen und das wilde der hohen Tatra und wollen die deutschen Ströme fließen sehen und die Meere rauschen hören, in die sie ihre Wasser gießen. Wir wollen auch in andere Länder gehen und vielleicht die glänzende Straße der Donau entlangfahren, damit wir dann in jene leuchtende Steppe der Pußta kommen, von der ich dir vieles erzählt habe. Wir wollen immer nur Wochen von Hause fernbleiben, daß wir nicht müde werden an den fremden Gesichten und alles als schöne Erinnerung in uns weiterlebe, solange es Gott gefällt. Wenn wir unsern Tagen auch diesen freundlichen Wechsel gegönnt haben, dann werden wir zu der fröhlichen Erkenntnis gelangt sein, daß unser Leben eine Fülle gewesen sei, und daß wir es in Dankbarkeit, Freude und Weisheit gelebt haben. Oder: wenn du schon eine Sehnsucht in dir getragen hast, so sage mir, was es sei, damit ich einen Weg finde, auf dem die Freude wartet, die du suchst. Zuletzt — wenn sich unsere Augen satt gesehen haben — wollen wir noch einmal an jene Stelle zurückkehren, die unser erstes gemeinsames Reiseziel gewesen ist, und ich hoffe, daß wir dann Herrn Berengar in seinem schönen Besitztume sehen und daß er uns sage: auch ihm habe das Leben alles beschert, was er sich von ihm gewünscht habe."

Silvanus fragte Hanna auch, ob sie schon in diesen Tagen des Herbstes in denen die köstliche Helligkeit über der Erde liege, zu einer Reise bereit sei?

Hanna sagte: sie könne jede Stunde mit ihm gehen; denn es sei nach seinem Willen zu aller Zeit so gewesen, daß sie von keinem noch so raschen Entschluß überrascht werde.

„Es ist gut," lächelte Silvanus; „so wollen wir morgen reisen; wir wollen an den Rhein reisen und wollen zu Schiff den grünen Strom befahren, solange seine Ufer lieblich und reizvoll sind; es werden dort die Tage der Winzerfeste sein, und ehe die späten Oktobernebel fallen, kehren wir in das Tal zurück." —

So still und gemessen leiteten sich die Jahre ein, die im bunten Wechsel der Gaben an den Leuten aus dem Nußbaumhause vorüberzogen, und in denen sie nur während der Wintermonate für längere Zeit in der freundlichen Einsiedelei am Hange der Herrgottswiege weilten.

Sie sahen in diesen Jahren alles, von dem Silvanus Hanna an jenem Tage des Entschlusses erzählt hatte, und noch viel mehr.

Und als nach vier Jahren die Zeit gekommen war, von der Silvanus gesagt hatte, daß sie müde geworden sein würden an der Fülle der Bilder, die das Leben

vor ihnen aufrollte, und da es wieder einmal Frühling geworden war, saß Silvanus unter dem Nußbaume, dessen junges Laub im Lichte der Sonne stand, als sei es aus Gold geschlagen, und dachte an den Maler Berengar.

Es war mehr denn ein Jahr verstrichen, seit Berengar einen Brief geschickt hatte.

Und als danach auch Hanna herauskam und sich zu ihm in den Schatten setzte, sagte er: „Weißt du noch, daß ich vor fünf Jahren den Plan hatte, noch einmal dorthin zu gehen, wo das Ziel unserer ersten Reise gelegen hatte?"

„Ja, ich weiß es," lächelte sie. „Da aber Berengar seit langer Zeit geschwiegen hat, und da dies immer ein Zeichen ist, daß er wieder einmal an einer Wegscheide stehe, so dachte ich, du wollest ihn alleinlassen, weil er es wünsche."

„Wir wollen doch zu ihm reisen; denn es könnte die Zeit nicht ferne sein, in der es zu spät ist," sagte Silvanus. „Es drängt mich, ihn zu sehen, wiewohl ich oft meine, er habe sich uns entfremdet. Aber ich hätte ein Herz nicht gekannt, wenn dies wäre; sondern es wird wieder etwas in sein Leben hineingewachsen sein, mit dem er sich nicht auseinanderzusetzen vermag." —

Nach diesem Tage blieben sie noch einige Zeit im Nußbaumhause, dann traten sie die Fahrt über die Alpen an; sie fuhren durch den Gotthard, sahen Genua und reisten mit dem Dampfer über das Meer nach Neapel. Sie sahen Rom und Sizilien, fuhren wieder über das Meer und sahen Triest und Venedig. Und sie saßen wie vor einundzwanzig Jahren fast in den gleichen Tagen des Frühlings in dem Gärtlein des Strandhauses von San Vigilio. Sie fragten nach dem Maler Berengar und erfuhren: er habe eine große Reise angetreten — es wisse aber niemand, wohin. Doch sei das Haus des Herrn Berengar bewohnt; denn seine Pflegetochter Assunta lebe seit einigen Wochen mit ihrem jungen Gatten darin, von dem es heiße, daß er ein Sohn des Herrn Berengar sei . . .

Silvanus sagte, von allen Botschaften die ihm das Leben gebracht habe, sei dies die wundersamste.

„Ja," sagte der Padrone des Hauses — es sei auch wirklich eine ganz merkwürdige Geschichte, die sich da zugetragen habe . . .

Silvanus ließ darauf durch den Wirt einen Wagen bestellen, der sie zu Berengars Besitzung bringe.

Und da sie die weiße Straße der Gardesana entlang fuhren, sagte er zu Hanna: „Es ist nun die Zeit gekommen, in der ich die Geschichte des wunderlichen

Menschen Berengar aufschreiben will; denn sie scheint nun wirklich zu Ende zu sein."

Sie gelangten an die Pforte, von der ihnen Berengar in seinem ersten Briefe geschrieben hatte, sie gingen in das Haus — —

Und dies ist die Geschichte, die der Dichter Silvanus nach seiner Heimkehr in das Nußbaumhaus aufgeschrieben hat:

In einer der kleinen Ortschaften die am Veroneser Ufer des Gardasees liegen und heute durch die bequeme Straße verbunden werden, welche man Gardesana heißt, lebte ein Maler, in dem sehr viele jener Eigenschaften sich vereinigten, die einem Menschen den Ruf eines „sonderbaren Kauzes" eintragen. So verschiedene Ansichten über ihn unter den Leuten verbreitet waren — in dem einen Punkte trafen sich alle: daß Herr Berengar ein über die Maßen reicher, guter und schweigsamer Herr sei.

Von den Fremden, die neugierig an der Pforte den Strang der Glocke zogen, erhielt zu allen Zeiten kein einziger Einlaß. Auf den Ruf der Glocke erschien in den meisten Fällen überhaupt niemand an der kleinen Gittertür der Gartenmauer. Diese Mauer war von klimmendem Fikus eingesponnen; und von der Pforte zum Hause führte ein schmaler Gang — zuerst etwa

fünfzig Schritte geradeaus; der war von dunkelgrünem Lorbeer umwachsen und überwölbt und schien in blühenden Büschen zu verlaufen; denn vor den blühenden Büschen bog er in einem scharfen Knie dem Hause zu. Das wurde durch diese Anlage des Lorbeerweges neugierigen Augen verborgen.

Die Mauer war schon sehr alt; denn die Bewohner des Ortes konnten sich keiner Zeit entsinnen, in der sie nicht dagewesen wäre. Während der fünfzehn Jahre, die der Maler dahinter hauste, war sie um etwa eine halbe Manneshöhe gewachsen. Sobald Winter und Stürme sie an einigen Stellen beschädigt hatten, ließ der Besitzer einen großen Haufen Steine herzufahren und damit den Mauerring seiner ganzen Ausdehnung nach um einen Fuß erhöhen.

Es hieß: zu solchen Zeiten sei Herr Berengar dann immer vor einer helläugigeren Freude; denn mit der Mauer sah er Einsamkeit und Stille wachsen in Garten und Haus, und es schien, er habe sich als letzten Zweck seines Lebens gesteckt, diese beiden zu ihrer köstlichsten Blüte zu bringen.

An der Seite nach dem Berge zu lief die Ortsstraße dieser Mauer entlang. Auch die beiden Breitseiten des Besitztums wurden von Mauern abgeschlossen. Aber jenseits erhoben sich weder Häuser noch Ställe, son=

dern Olivenhaine von sehr alten bemoosten Bäumen dehnten sich am Gestade, und es lag weithin die Stille silberner Einsamkeit, in der die klare Bläue des Sees heimlich veratmete.

Seeseitig hatte Herr Berengar keine Mauer errichtet; denn dort war ein breiter Strand, zu dem die Wogen kleine weiße Kiesel trugen. Aber die dichten Lorbeerhecken waren auch an dieser Seite gewachsen und in regelmäßigem Schnitte gehalten. An drei Stellen war die grüne Wand durchbrochen, und Stufen aus weißem Marmor führten an den Strand, damit der Besitzer dieses heimlichen Reiches auch an jener Grenze sich ergehen könne.

Eine dieser Marmorstiegen lief zu einer kleinen Bucht, die wiederum von hohen dunklen Hecken umsäumt war. Goldener Sand lag auf ihrem Grund, und das Wasser darin war still und blank wie gegossenes Glas. In dieser Bucht lag die Barke des Herrn Berengar, in der er zuzeiten hinausruderte auf die sonnige Fläche des Sees, wenn er nach solcher Art der Einsamkeit sich sehnte. In dieser Bucht pflegte er auch zu baden, an jedem Tage, das ganze Jahr hindurch. Wie er denn sein Leben, trotz seines Künstlertums, auf das Regelmaß einer Uhr eingestellt hatte.

Von diesem Leben wußten die Leute eigentlich nichts

weiter, als daß Herr Berengar sehr viel malte, sehr viel las und immer allein war.

Seit fünfzehn Jahren durften aus den Orten am Ufer alle Bewohner zu ihm kommen; denn er war zu allen gleichmäßig freundlich — aber es kam niemand. Seit fünfzehn Jahren schritt des Tages zweimal die Frau eines Fischers durch die Gartenpforte ins Haus — die Orsola, von der jeder hätte erfahren können, wie es im Hause des Herrn Berengar aussah — aber es fragte schon längst niemand mehr danach. Und wenn es einmal kam, daß ein Fremder Einlaß begehrte, dann erschien Orsola in der Ecke des Lorbeerganges vor den Oleanderbüschen und rief die einzigen deutschen Worte, die sie verstand: „Derr Herr ist nickt zu sprecken!"

Herr Berengar lebte als Mensch und Künstler nur sich selbst und seinem vollkommenen Behagen. Darum spukte er durch die Geister und die Neugier der Fremden als der närrische Einsiedler, der die Selbstsucht in Reinkultur zu seinem Lebensprinzip erhoben hatte. Vielen ward er zum Mittelpunkt ihres Interesses während des kurzen Reiseaufenthaltes am See, und ihre geschäftige Phantasie dichtete um den Bewohner des Strandhauses eine Geschichte, die wurde um so wunderlicher, je weniger die Neugier an Tatsächlichem über den Mann in Erfahrung bringen konnte.

Herr Berengar wußte von alledem nichts.

Er dachte niemals daran, daß die Einsamkeit hinter seinen grauen Mauern Gegenstand der Teilnahme sein könne, sondern er meinte: er hätte sein Leben losgelöst aus der menschlichen Gemeinschaft, soweit dies denkbar wäre. Und weil er selbst zu keiner Zeit und an keinem Orte das Bedürfnis empfand, diese Gemeinschaft als begehrenswert wieder herzustellen, so waren die fremden Besucher jenes Strandstriches für ihn nicht viel mehr als die ausgeschnittenen Figuren eines Puppentheaters, die an einem Draht an der Bühne seines Lebens vorübergezogen wurden.

In dem Hause hatte Berengar eine Reihe sehr wohnlich eingerichteter Zimmer — drei im Erdgeschoß, wo sich auch die Küche befand, und drei im Obergeschoß.

Auf den Fußböden und Stiegen lagen Teppiche, in denen der laute Tritt versank. An den Wänden hingen viele Bilder in sehr schönen florentiner Rahmen. Aber nicht alle zeigten die Landschaften des Sees, sondern etliche wiesen den Charakter eines mitteldeutschen Gebirges auf, in denen dann das Dunkel der Forsten oder das herrliche Leuchten der Sommerheide war. Wie denn überhaupt das Wesen dieses Mannes in seiner stillen Versonnenheit viel stärker auf jene nordische Landschaft gestimmt zu sein schien — für den, der ihn nur vom

Sehen kannte. Wer aber je den Vorzug gehabt hatte, mit ihm zu reden, der fühlte sich durchwärmt von der Heiterkeit seines Herzens und dem unendlich reinen Lichte seines männlichen und starken Geistes.

Das alles trug dazu bei, das Rätsel für die Fremden nur noch dunkler zu machen, das in diesem Manne sich dahinlebte. Und weil weder in seinen Worten noch in seinen Blicken je ein Menschenhaß zum Ausdrucke gelangt war, so blieb am Ende unter den Leuten die Meinung bestehen: vielleicht habe sein Herz vor vielen Jahren an einer Liebe zu leiden gehabt, die er sieghaft niedergerungen. Oder vielleicht habe er in jüngeren Jahren ein Weib sein genannt, dessen Art mit der seinigen sich nicht zusammenstimmen ließ; so hätten sich die beiden wieder geschieden, und erst von jener Zeit wäre die Freudigkeit in ihm, die an die Heiterkeit eines frühen Herbsttages gemahnte. —

Zehn Jahre, nachdem er das Haus am See bezogen und alles nach seinem Willen gerichtet hatte, war er wohl einige Male auf Tage oder Wochen fern gewesen, kein Mensch erfuhr, wo. Aber die ihn kannten, dachten: nun werde der Einsame eine Gefährtin in sein schönes, stilles Besitztum führen, die so schön und still und von so edlem Gleichmaße der Seele und des Körpers sein werde, wie alles, das er um sich her aufgerichtet hatte.

Aber so oft er heimkehrte, immer kam er einsam und heiter, und nichts ließ darauf schließen, daß er nach einem Weibe gesucht und es gefunden hätte. Er trug nichts heim als eine Menge Skizzen, mit denen er dann viele Wochen in seinem Atelier im Obergeschoß des Hauses allein war.

Und wenn die braune Fischerfrau ihn einmal ganz ausnehmend glücklich sah, so faßte sie sich ein Herz und fragte, ob er denn keine Sehnsucht nach einer Frau habe, die er in all die Schönheit und den Reichtum führen wolle? Dann sagte Berengar: auch das werde vielleicht einmal kommen, aber er suche nicht nach ihr, sondern warte, bis sie ihm irgendwann und irgendwo begegne. Darüber dachte die Orsola dann eine Weile nach und sagte, sie könne sich wohl denken, daß es für ihn nicht so leicht sei, die richtige zu finden.

Danach verging wieder eine Reihe von Jahren, und die braune Orsola hatte auch diese Frage vergessen. Als sie ihr doch wieder einmal über die Lippen fiel, sagte Berengar: „Weißt du noch, Orsola — auch daran haben wir einmal gedacht ... vor langer, langer Zeit. Aber nun ist das wohl zu spät geworden — oder: das Schicksal müßte noch einen sonderlich merkwürdigen Einfall haben!"

Nachher war nie mehr davon die Rede gewesen zwi-

schen den zweien. Und Orsola hatte sich gelobt, sie wolle ihn auch nicht daran erinnern; denn sie hatte im Laufe der Zeit herausgefunden, daß Herr Berengar das Glück ihres Lebens geworden war. Dies Glück konnte höchstens in Scherben gehen, wenn die Dinge im Haus am Strande sich einmal änderten. Von nun an schwur Orsola allen, mit denen sie über Berengar redete, daß er der freigebigste, herrlichste, stillste und glücklichste Mann der Welt sei. Und daran zweifelte im Umkreis von fünf Stunden kein vernünftiger Mensch; denn Orsola und ihr brauner Cecco lebten von der Güte des Herrn Berengar; sie lebten gut — und doch säete der braune Cecco nicht. Und wenn er einmal die Netze warf, so tat er es nur, um seinem Herrn die schönsten Carpione oder die besten Sardinen zu fangen, die der See hervorbrachte. Im übrigen kümmerte sich Cecco um den Garten am Strande, grub, schlug das Gras und klippte die Hecken, und es ging das Gerücht: die braune Orsola und ihr vergnügter Cecco hätten trotz ihrer sechs Kinder das große Los in der Lotterie des Lebens gezogen. Diese sechs Kinder waren ihnen ins Haus und langsam wieder hinausgewachsen — sie wußten nicht wie.

Der Garten am Strande war ein getreuer Spiegel seines Herrn. Kein anderer Wille hatte darin regiert; denn Cecco hatte sich schon längst abgewöhnt, Herrn

Berengar mit einem Vorschlage zu dienen oder einen Gedanken zu haben, der sein Besitztum anging. An jedem Morgen, während Berengar beim Frühstück saß, trat Cecco mit dem Hut in der Hand ins Speisezimmer und ließ sich sein Tagewerk vorschreiben. Das wirkte er mit der Peinlichkeit einer Maschine zu Ende; danach hatte er das Gartenpförtlein hinter sich zuzuschlagen.

Zu aller Zeit reifte in diesem Garten eine Frucht, zu aller Zeit ein schmackhaftes Gemüse, und zu aller Zeit bot er Blüten, alles in weise geregeltem Wechsel und nichts in einem Überflusse, der den Wert des Geernteten herabzumindern vermochte. —

Es lag in der Art ihrer Pflichten, daß Orsola ein wenig eigenmächtiger im Hause schaltete, und dennoch waltete auch über ihrem Werke der sichtbare Wille der einen Persönlichkeit, die allen Dingen die Heiterkeit, Stille und geläuterte Klarheit ihres Wesens lieh.

Um die Zeit, in der von den Strandbewohnern niemand daran dachte, daß während des Lebens des Herrn Berengar eine Änderung in der Hausordnung eintreten könne, geschah etwas, das in seinen letzten Folgen keine noch so geschäftige Phantasie hätte dichten können. Es war an einem Septembernachmittag und die Zeit, in der auf der Schattenseite des Berges schon die dunkel-

blauen Lichter lagen. Aber auf dem Steilpfade, den Berengar zu Tale schritt, brannte noch das rote Leuchten des sterbenden Tages.

Das erste Haus, das er traf, lag höher als die anderen am Berge, und so oft er jene Landschaft durchwandert, hatte er eine Weile auf der Steinbank vor diesem Hause gerastet, um mit den Bewohnern zu reden.

Die Frau mit dem vollen nachtschwarzen Haare mochte vierzig Jahre zählen, war die Frau eines Fischers, der beim Schmuggel über den Berg erschossen worden war, und hatte ein Mädchen von dreizehn Jahren, ein zu jener heißen Schönheit erblühendes Kind, wie sie den Frauen dieses Landstriches von alters her eigen ist.

Eigentlich hätte Berengar an diesem Abend einen kürzeren Abstieg von der Höhe nehmen können; aber er gedachte eines Berichtes der Orsola, die ihm in diesen Tagen einmal erzählt hatte, daß die einsame Frau am Berge hüstelnd und verblühend in ihrem Hause säße. Es sei garnicht zu glauben — aber von ihrer vollen Frauenschönheit sei während der heißen Monate nahezu alles dahingegangen.

Und während Berengar auf dem Berge sein Malzeug geschnürt hatte, dachte er: er wolle die Frau veranlassen, den Arzt zu holen, und er wolle die Kosten tragen.

Als er um die Ecke des Hauses bog, saß das Mädchen Assunta auf der Bank in der späten Sonne und Berengar streckte ihr in tiefem Erstaunen beide Hände entgegen —

„Assunta!" rief er, und dachte, daß in diesem Kind ein Wunder junger Menschenschönheit erblühe, wie es seine Augen nur einmal vorher gesehen hatten.

Da sagte Assunta: „Ihr seid lange nicht dagewesen, Herr! Wir haben manchmal von Euch gesprochen. Ihr seid der einzige Mensch, bei dessen Gedenken Mutter noch recht von Herzen froh werden kann."

„Du hast recht, Assunta — es mögen fünf Monate vergangen sein, seit ich das große Frühlingsbild von droben vollendete."

„Und Ihr habt auch gehört, Herr, daß es nicht wohl in unserem Hause steht?"

„Ja, mein Kind. Aber kaum länger als drei Tage weiß ich davon. Habt ihr einen Arzt gefragt?"

„Einen Arzt?" gab Assunta zurück, und ihre Augen wurden weit im Staunen. „Arme Leute leben und sterben ohne Arzt! Ich habe sehr viel Tee für Mutter gekocht aus den weißen Bergkamillen, den Früchten des Kirschlorbeers, aus Schafgarbe und neunerlei Kraut — aber es ist nicht besser geworden ..." Sie schwieg eine Weile; dann hob sie plötzlich ihre vom Schmerz ver-

schleierten Augen zu Berengar empor: „Wer hätte denn den Arzt bezahlen sollen?“

„Habt ihr nicht an mich gedacht?“

„Ach nein, Herr! Zwar die Mutter meint, daß Ihr der gütigste Mensch seid, der auf Erden ist .... Wenn Mutter wenigstens an Stelle der Orsola Dotti in Eurem Hause hätte schaffen können ... aber so ...“

„Wie geht es Mutter heute?“ fragte Berengar, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Seit Mittag schläft sie. Sie schläft überhaupt sehr viel. Es muß wohl eine große Erschöpfung in ihr sein; denn wenn sie kurze Zeit neben mir in der Sonne gesessen hat, werden ihr die Lider schwer, als könnten sie nicht einmal das bißchen klingende Licht ertragen.“

„Wenn Mutter an Stelle der Orsola Dotti wäre ...“ wiederholte Berengar nachdenklich. „Es hat sich nicht so gefügt. Und Euer Haus steht auch viel zu weit von dem meinen, als daß sie an jedem Tage mehrmals den Weg hätte gehen können ... Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn ich Mutter heute gesehen hätte ...“

„Wollt Ihr noch eine Zeit warten, so wird sie wohl erwachen. Sie ist nicht gewöhnt, Stimmen vor dem Hause zu hören — ich habe schon zwischen unseren Reden gelauscht, ob ich nicht ein Geräusch drinnen vernähme. Wir haben Mutters Bettstatt zwischen der

Tür und dem Herd aufgeschlagen; denn es sind Tage gewesen, an denen sie garnicht aufstehen konnte, und darum haben wir das Lager so gerichtet, daß die Sonne kurze Zeit darüberfallen kann."

Berengar sagte auf diese Rede kein Wort. Er sah Assunta auch nicht an; denn er dachte, seine Augen müßten die Sorge verraten.

Die blauen Schatten an den Hängen des Baldo stiegen höher und hatten um das kleine Haus die roten Feuer der Sonne schon ausgelöscht.

„Nun muß ich in die Küche und muß Mutter die Suppe kochen," begann Assunta wieder. „Wenn Ihr sie sehen wollt, so geht nur ganz leise hinter mir her. Die Leute sagen, sie hätte sich sehr verändert. Ich weiß das nicht so, weil ich sie an jedem Tage sehe."

Es klang wie ein tiefes Vertrauen aus den Worten des Mädchens.

Dann erhoben sich beide von der Bank, und nun stand Assunta in ihrer jungfräulichen Schlankheit neben dem Mann und so dicht vor ihm, daß ihr volles Haar fast sein Kinn berührte; denn sie sprach leise.

„So geh voran!" sagte Berengar.

Da glitt Assunta aus ihren roten Pantoffeln, an denen die hohen Absätze klappten, wenn sie über die Steine schritt, und öffnete die Tür ein wenig.

„Sie schläft, Herr," sagte sie. Dann traten sie lautlos ein.

Berengar erschrak, als er erkannte, wie die Krankheit dies blühende Frauenantlitz verheert hatte. Einen Augenblick blieb er nahe der Schwelle stehen; weil er die fragenden Augen des Mädchens in den seinen ruhen fühlte, trat er zu dem Bett. Eine furchtbare Ahnung überkam ihn, die Frau wäre gestorben. Er ergriff ihre Hand, die ganz bleich auf der Decke lag, und zuckte zurück; denn die Kälte des Todes rann daraus an sein Herz.

Eine Weile stand er mit gesenkter Stirne, dann wandte er sich Assunta zu. Er erfaßte ihre Hand und trat mit ihr zurück auf die Schwelle. Draußen wollte es Nacht werden. Nur eine kurze Spanne Zeit rang er mit sich, ob er dem Kinde in dieser Stunde offenbaren sollte, was er gesehen hatte. . . .

„Sie ist sehr krank, Herr!"

„Nicht mehr, Assunta — deine Mutter ist gestorben."

Da reckte sich das Mädchen auf — es war, als erstarre das junge Gesicht; dann erst sprengte der Schmerz die festgeschlossenen Lippen. Sie stieß einen qualvollen Schrei aus und warf sich am Bette der Toten nieder.

„Mutter! Mutter!" schrie sie. „Wenn du dich nicht vor dem Sterben gefürchtet hast — war dir nicht we-

nigstens davor bange, dein Kind allein in der Welt zu lassen?"

Da trat Berengar zu ihr und hob sie auf.

„Du bist nicht allein, Assunta — solange ich lebe, nicht!" sagte er still und fest. Und wenn das Mädchen im Sturme dieses wilden Augenblicks schwankte — an der Sicherheit dieser Worte mußte sich aufrichten, wer sie vernahm.

Assunta hatte die Stirn an des Mannes Brust gelegt und die Hände auf seine Achseln und weinte.

„Assunta," sagte er nach einer Weile, und es war, als wäre der heiße Quell ihrer Tränen in sein Herz gesickert — „Assunta, nimm nun, was du an Kleidern und anderen Dingen für heut und morgen früh nötig hast. Wir wollen die Tür verschließen und wollen in das Haus am Strande gehen. Orsola Dotti soll dem Vorsteher melden, was hier geschehen ist."

„Ich will Euch in allem folgen, Herr; denn ich weiß, Ihr meint es sehr gut mit mir," sagte sie.

„Ja, Assunta. Und wir wollen in der Stille meines Hauses alles bereden, was zu geschehen hat."

Da nahm Assunta ihr dunkles Kleid vom Haken, legte noch einige Dinge darauf, deren sie in der Zeit bedurfte, die ihr Berengar bezeichnet hatte, und umschlang alles mit einem schwarzen Tuche — „Ich habe

nun, was ich heute mitnehmen muß; und doch ist es mir, als dürfte ich nicht fortgehen. Ist denn garnichts um die Mutter zu bereiten?"

„O ja, Assunta! Aber das sollst du nicht tun. Ich will von dieser Stunde an für alles sorgen, was dich angeht; und du sollst es mir ruhig überlassen."

„Ja, Herr."

Noch einmal traten sie an das Lager der Toten, Assunta legte das schwarze Bündel auf den Bettrand, faltete die Hände und betete. Und als Berengar erkannte, daß sie damit zu Ende gekommen, sagte er: „Wir wollen nun gehen." Er zog den Laden der Küche zu, wie die Läden in der Kammer und der Stube schon geschlossen waren, drehte den Schlüssel im Türschloß um und steckte ihn zu sich. Dann gingen sie.

Es war Nacht geworden, als Berengar die Gartenpforte zum Strandhaus öffnete. Orsola Dotti hatte in der Küche gewartet. Da sie in der Begleiterin Berengas die Assunta erkannte und das schwarze Bündel in ihrer Hand, sagte sie: „O Madonna — ist das nun doch geschehen?"

„Ja," antwortete Berengar still, „es ist geschehen, was kommen mußte und worauf ich längst vorbereitet gewesen wäre, wenn ich die Kranke in den Sommerwochen einmal gesehen hätte."

Dann sprachen sie noch wenige Worte, und Berengar schickte die Frau aus dem Hause, sie solle alle Verrichtungen besorgen, die dieser Abend von ihr forderte; und wenn sie draußen alles getan hätte, solle sie zurückkommen und das Zimmer für das Kind gastlich herrichten ... „Assunta wird fortan in meinem Hause sein und darin bleiben, solange es zu ihrem Wohle ist. Und wenn sie erwachsen ist und es ist ihr Wunsch, so soll sie auch dann noch bleiben."

Bei diesen Worten, die so bestimmt gesprochen waren, als verkündeten sie einen längst gefaßten Entschluß, senkte Orsola die Stirne. Dann sah sie Berengar mit einem langen schmerzvollen Blick in die Augen — „O lieber Herr," sagte sie, „was wird mein Cecco sagen, wenn er erfährt, daß unser Glück so jählings zerbrochen ist?"

„Es wird mit euch beiden bleiben wie bisher," sagte Berengar.

Da ergriff die Frau in überfließender Freude seine Hände und wollte sie küssen. Aber Berengar wehrte ihr — „Assunta soll nicht Dienerin in meinem Hause sein, sondern mein Kind. Und wenngleich sie nicht meinen Namen tragen wird, so geschieht das, weil ich ihr Schicksal nicht mit dem meinen verknüpfen will zu einer Zeit, in der sie wegen ihrer Jugend nicht er-

kennen kann, ob ihr damit auch für die Zukunft eine Wohltat geschehe. Und nun gehe und sei um deinetwillen ohne Sorgen, Orsola!"

„Ich danke Ihnen tausendmal, Herr," sagte Orsola, und ihre hellen Tränen rollten über die zitternden Worte. Und damit sie nur noch eine kurze Frist in seiner Nähe bleiben und ihm ihren Eifer bezeigen konnte, wiederholte sie alle seine Befehle, drehte das Licht an und führte die beiden in das große Zimmer zu ebener Erde, in dem Herr Berengar seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

Assunta trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als sie der Glanz dieses Lichtes aus fünf kristallenen Birnen überflutete, und dachte, ob sie wohl ihre Pantoffeln auf der Schwelle stehen lassen solle? Denn mit einem Male kam das Bewußtsein ihrer Armut in sie, und sie erkannte, wie dürftig alles war, was bis jetzt um sie gewesen und was sie an ihrem Leibe trug. Sie hatte bis zu dieser Stunde nicht denken können, daß es Menschen gäbe, die mit ihren Füßen über so köstliche Decken schritten, wie sie hier über die Fliesen gebreitet waren.

Orsola hatte ihr inzwischen das Bündel aus der Hand genommen und trug es in das Zimmer des oberen Stockwerks, in dem Assunta fortan schlafen sollte. Dabei eilte sie sich, und auf dem Gang über die Stiege

fielen ihr tausend Dinge ein — die Gedanken kamen über sie wie die Wellen des Sees über die rollenden Kiesel am Strande, wenn sie der Sturm fegt. Endlich fand sie sich zurecht und eilte hinaus — sie wollte zuerst zum Sindaco laufen und den Tod der Frau melden. Aber das konnte ja der Cecco für sie tun! Cecco mußte vor allem wissen, was sich ereignet hatte! Es war das Seltsamste, das in den Strandhäusern sich zutragen konnte ... Und als hätte sich eine Möwe zur Unzeit verflogen, flatterte Orsola schreiend in ihr kleines Haus.

Berengar und Assunta schritten um diese Stunde langsam durch alle Zimmer. Er erklärte dem Mädchen in seiner stillen Art manche Dinge, von deren Vorhandensein es bis dahin keine Ahnung hatte, und nannte den Zweck jedes Raumes, durch den sie gingen. Er hatte gedacht, wenn die mancherlei neuen Eindrücke Assunta beschäftigten, würde ihr Herz über die Mühsal dieser ersten Stunden leichter hinwegkommen. Und sie war ja in der Tat so bis in die Tiefen ihrer jungen Seele erfüllt von dem Wunder und dem Lichte dieses Abends, daß die dunklen Schwingen des Leids kaum einen sichtbaren Schatten in die Helligkeit ihrer Augen warfen.

Als er mit ihr durch alle Zimmer geschritten war

und als er ihr auch jenes gewiesen hatte, in dem sie fortan schlafen sollte, kehrten sie in den hellen Speisesaal zurück. Er dachte, die freudigen Farben sollten sie den ganzen Abend in einer lichteren Stimmung erhalten; denn er zagte nun doch ein wenig vor dem Augenblicke, der Assunta die ganze Größe ihres Leides würde erkennen lassen. Und doch verschmähte er es, das Kind über den Ernst dieses Tages zu täuschen. Wie das in der Klarheit seines Wesens lag, wollte er alles mit ihr bereden, was ihr junges Herz erfassen konnte — und vielleicht auch ein weniges mehr. Darüber konnte sie dann in den folgenden Tagen der Stille nachdenken.

Und als sie in dem roten Sammetstuhl ihm gegenübersaß, sagte er zu ihr: „Es ist mein Wunsch, daß du in meinem Hause bleibst, solang es dir darin gefällt. Du hast Vater und Mutter verloren in einer Zeit, in der du noch nicht auf dir selbst stehen kannst; du kennst Welt und Menschen zu wenig und weißt nicht die Wege, die dich zu einem rechtlichen und wertvollen Ziele führen. Was du verloren hast, will ich versuchen dir zu ersetzen; ich will dir Vater sein und dir einen Kreis von Pflichten in meinem Haus anweisen, mit denen du dein Leben vorerst ausfüllen wirst. Ich will dich kleiden und dich erziehen, als wärst du mein Kind.

Es ist wohl der Wille des Schicksals gewesen, daß ich keinem Weibe begegnet bin, das sich Zeit meines Lebens an meine Seite hätte stellen mögen. So will ich alle Liebe, die in meinem Herzen ist, dir schenken. Und wenn dein Herz so ist, daß es wiederlieben kann, was fortan um dich sein wird, so habe ich den Wunsch, dir einst alles zu geben, was mein ist. Ich will dir auch sagen, daß ich oft heiße Sehnsucht nach einem Menschen gehabt habe, der meine Einsamkeit teilen und die Eigentümlichkeit meines Wesens recht verstehen könnte. Vielleicht wirst du dieser Mensch sein; denn ich denke, es wird deiner Jugend nicht schwer werden, dich an dies Haus und seinen Bewohner zu gewöhnen. Aber das eine sollst du nie vergessen: du sollst aus einer großen Freudigkeit deines Herzens heraus um mich sein und um alles, was mir gehört. An dem Tag, an dem du dir sagen würdest: der Mann Berengar hat mich eigenmächtig an einen Platz gestellt, an dem ich nicht froh werden kann — an dem Tage sollst du dich nicht scheuen, mir gegenüber zu treten und mir alles anzuvertrauen, was dich bewegt. Denn wenn ich auch des frohen Glaubens bin, daß alles zu deinem Glück werde, was ich mir vorgenommen habe, so verhehle ich mir doch nicht, daß ich recht eigenmächtig handle und daran denke, auch mir damit eine Freude zu be=

reiten. Und es soll die reinste und schönste Freude sein, die mir in meinem Leben begegnen kann."

Berengar hatte diese Worte ganz langsam, nachdenklich und mit dem heiteren Ernste gesprochen, der in seinem Wesen war. Dann hatte er eine Zeit geschwiegen und fragte: „Hast du alles verstanden, Assunta?"

„Ach, Herr," sagte das Mädchen mit einem sehr weichen Klange der Stimme, „mir ist, ich hätte alles verstanden! Und doch scheint es, als ob ich heute noch nicht recht auszudenken vermag, was Eure Weisheit und Güte mir schenken will. Seid mir deshalb nicht böse, Herr Berengar!"

„Du hast sehr klug geantwortet, mein Kind," begann er, als er sah, daß die jungen Augen in Glück und Schmerz anliefen wie Fenster im aufgehenden Licht eines neuen Tages. „Es ist schon genug, wenn du dir alles merkst, was ich dir gesagt habe. Ich hoffe, du wirst es von Tag zu Tag besser verstehen. Und nun sage nicht mehr ‚Herr' Berengar zu mir. Aber ich möchte auch nicht, daß du mich ‚Vater' nennst; denn ich zwänge dich damit in ein Verhältnis, das dir in manchem die Freiheit deines Handelns rauben würde. Nenne mich nur ganz einfach Berengar und gebrauche in deiner Anrede von jetzt ab das vertrauliche du, das die Men-

schen dieser Gegend in ihrem Verkehre anzuwenden pflegen. Ob du einen Vater, einen Bruder, einen Freund oder ob du dies alles in mir sehen kannst — das ist eine Sache, die langsam heranreift wie die Frucht des Feigenbaums, die sich auch nicht zur Reife zwingen läßt."

Um diese Zeit war Orsola Dotti wieder in das Haus am Strande gekommen und hatte den Cecco mitgebracht; denn erst als die beiden gemeinsam und mit einigen rasch herbeigerufenen Nachbarn erwogen hatten, was dieser Tag gebracht, ging ihnen der leuchtende Glanz des Wunders auf, in den Assunta hineingestellt worden war — die Assunta, die noch dazu eine Verwandte Orsola Dottis war! Welch eine Gnade des Himmels umschien dieses Kind zu all seiner madonnenhaften Schönheit! Nicht zu glauben!... Und nun sollte der Cecco das Bett herrichten helfen. Herr Berengar würde sicherlich nach allem sehen, und es wären vielleicht auch noch Wege zu gehen, zu denen Cecco viel besser zu gebrauchen sei als die Orsola ...

Die trat in das Zimmer, in dem Berengar mit Assunta redete, und sagte: es wäre alles nach dem Wunsche des Herrn geschehen. Dann gebot er ihr, sie solle Assunta über die Stiege zu dem Schlafzimmer weisen und wieder zu ihm hereinkommen.

„Orsola,“ sagte er, als sie zurückkehrte, „du sollst in Assunta die heranwachsende Tochter deines Herrn sehen und sollst mit ihr in deinen Reden und in deinem Handeln verfahren, als wenn sie meinen Namen trüge.“

„Ja, Herr.“

„Assunta wird nie hochmütig gegen dich sein und in keiner Zeit vergessen, daß du eine Frau bist, reicher an Erfahrungen als sie. Und nun geh und sorge für das, was ich dir noch aufgetragen habe.“

Nach einiger Zeit schickte er Orsola und ihren Mann nach Hause, er rief Assunta wieder in das freundliche Speisezimmer, und sie setzten sich einander gegenüber.

„Es ist nötig, daß ich dich nun mit manchem ausstatte, was du bisher nicht besessen hast,“ sagte er. „Morgen früh werde ich noch etliches im Orte zu bereden haben; dann wollen wir mit dem Dampfer nach Gordone und Salò fahren und auch die Orsola mitnehmen, die uns mit ihrem Rate beistehen soll. Wenn du gut auf alles achtest, was Mädchen deines Alters bedürfen, die den besseren Ständen angehören, so wirst du bald ganz selbständig sein und der Orsola nicht mehr bedürfen. Und nun leg' dich schlafen, mein Kind.“

Er stand auf, und als ihm Assunta die Hand reichte, zog er sie an sich und küßte ihre Stirn. Ihr Mund bewegte sich, aber ihre Worte verbargen sich zag hinter

den erblühenden Lippen. Berengar sah sie freundlich an —

„Sprich nur,“ forderte er sie auf, „du darfst mir alles sagen, was du an Wünschen hast! Es kann leicht kommen, daß ich manches außer acht lasse; denn ich habe mich nicht gewöhnt, für ein junges Mädchen zu sorgen.“

Da war es, als liefe dies volle junge Herz über in wehmütigem Glücke — „Ach Herr,“ sagte sie, „es wird mir so schwer, daß ich nun ‚du‘ sagen soll ... es wird erst einige Zeit vergehen müssen, bis ich mich damit vertraut gemacht habe. Vielleicht morgen oder übermorgen. Aber heute kann ich es noch nicht; denn ich habe immer so fremd und scheu zu Euch aufgeschaut. Und nun soll ich Euch so nahe stehen ... Ich kann das garnicht erfassen! Aber ich bitte Euch, ehe ich zum ersten Male in dem schönen Zimmer schlafe — seid mir nicht böse deswegen! Und ich möchte Euch auch sagen können, wie ich ganz voll bin von dem Glücke, das Ihr über mich ausschüttet. Aber mein Herz zittert zu sehr — und wenn ich alles herausreden wollte ... es würden doch nur einfältige Worte werden ... Seid mir nicht böse, Herr ... Ich dank' Euch viele, viele tausendmal!“

Dabei entwand sie sich seinen Armen, mit denen er sie leise umschlungen hielt, und huschte zur Tür hinaus.

„Gute Nacht, Assunta!“ sagte Berengar fast feierlich.

„Gute Nacht, lieber gütiger Herr!“

Bald hörte er sie über die Stiege schreiten, er hörte ihre Schritte auch noch in dem oberen Zimmer, dann durchmaß er in sehr nachdenklichem Gange den Speisesaal.

Diese letzten Worte Assuntas hatten ihm die Erkenntnis gebracht, daß sie noch weit über ihr Alter hinaus klug war und empfand, als er gedacht hatte. Wäre sie in ihrem Herzen noch das Kind gewesen, das er vordem in ihr vermutete, so wäre ihr das vertrauliche du leichter geworden — erst recht in dieser Stunde, in der sie verwaist war, und in der ihr nun ein Mensch alles entgegenbrachte, was er zu geben hatte.

Berengar wachte über die Mitternacht hinaus. Der Gleichklang seines Herzens war zwar an diesem merkwürdigen Tage nicht einen Augenblick gestört worden; aber die weichen Schläge der Wanduhr waren nun doch nicht stark genug, ihn auf sein Lager zu rufen. Dieser Tag war für ihn eine Wegscheide geworden — vielleicht nicht minder bedeutsam für ihn selbst als für das Kind. Und mit einiger Mühe schuf sein klarer Geist Ordnung in der Fülle freudiger Gedanken, die um ihn wuchsen wie bunter Mohn.

Die nächsten Tage kamen und gingen. Sie brachten

die Fahrt nach Gardone, auf der Orsola Herrn Berengar und Assunta begleitete. Es erwies sich aber, daß die Frau des Fischers mit ihrem Rate nicht zu brauchen war: sie hatte viel geringere Kenntnisse von dem, was nach Berengars Ansicht für Assunta nötig war, als der Mann selbst. Und da dieser für sehr viel Geld einen Reichtum an feiner Wäsche, Kleidern und edlen Dingen erstand und alles so auswählte, wie es in seinen frohen Wünschen lebte, verfiel Orsola in ein weitäugiges Staunen; und die ehrwürdige Erkenntnis, daß von nun ab eine Welt zwischen ihr und Assunta läge, kam ihr schon in dieser Stunde.

Der Tag des Begräbnisses ging auf und ging nieder; und wie es in dieser Gegend Brauch — nämlich, daß keiner den Toten auf dem letzten Gange geleitet als der Priester — so legten sie auch Assuntas Mutter zu dem langen Schlaf in die Erde. Es war aber nicht Berengars Wille, den Ernst dieses Tages auszulöschen in dem Leben des Kindes. Als das Geläute von der Kirche klang, rief er Assunta in das grüne Lesezimmer und redete ernste, trostvolle Worte mit ihr. Er ließ das Leid aus ihren heißen Augen rinnen und empfand es als einen Segen, daß sie sich an ihn lehnte und an seiner Brust weinte.

Eine Zeitlang redeten die Leute von den Dingen im

Strandhause. Dann kamen Tage, die trugen Sorgen unter ihre Dächer; die waren ihnen wichtiger als das Glück, an dem sie nicht teilhaben konnten. Und es kam auch die Gewöhnung an diese Sache, von der sie nun hundert Abende gesprochen hatten. Die Zeiten wechselten.

Assunta hatte die schwarzen Kleider abgetan, die sie der Toten zum Gedächtnis getragen, und das Gleichmaß, das dem Leben im Haus am Strande vorgezeichnet war, lag längst wieder über allem, was die graue Mauer umschloß. Auch über den Herzen.

Zwischen Berengars weichen, blonden Haaren und in seinem vollen Barte wuchsen die ersten weißen Fäden. Auf Assuntas Wangen aber war in dem milden Lichte dieses Hauses ein Frühling erstanden, wie er in sanfterem Glanze nie ein Mädchen unter jener Sonne geschmückt hatte. Fünf Jahre der Einsamkeit Berengars waren nun auch um sie gewesen. Das eine machte ihren Wuchs noch schlanker; das andere schenkte ihr die jungfräulichen Formen des Leibes; das dritte jene Heiterkeit und Stille, die in Berengars Haus alles durchleuchteten; das vierte gab ihr die Reichtümer des Geistes aus dem Verkehr mit dem Künstler und klugen Manne; das fünfte lieh ihren Augen ein Licht, in dem sie nun wie Träume unter den dunklen Bogen der Brauen

standen; die Welt zog in bunten fernen Bildern durch diese Träume, und die Liebe schien hindurch mit ihren süßen heimlichen Rätseln.

Berengar sah diese schöne Menschenblüte sich entfalten, und er dachte: „Es ist nun doch nicht so, wie ich geglaubt habe, daß es werden müsse! Ich habe Assunta alles gegeben, was in meiner Kraft stand. Eines Tages aber wird eine Sehnsucht in ihrer Seele sein, oder sie ist schon jetzt — eine Sehnsucht nach der Liebe, die ich ihr nicht geben kann; und nun habe ich sie aus der Erde genommen, in die sie gepflanzt war; und ihre Sehnsucht wird ausgehen und suchen —"

Berengar saß im Armstuhl des grünen Rauchzimmers, in dem er jeden Tag eine Zeit zu lesen pflegte, legte das Buch fort und sann seiner Sorge nach. Aber welche Wege er sie schickte, sie fand sich zu keinem Ziele.

In diesen Tagen war es, daß er achtundvierzig Jahre alt wurde.

Assunta hatte eines Abends das grüne Zimmer für den nächsten Morgen geschmückt, und es war eine Freude um sie all die Zeit her. Sie hatte aber auch die Nachdenklichkeit in Berengars Augen gesehen, die seit Wochen darin stand — wie ihr denn nicht die leiseste Veränderung in seinem Wesen entging.

Sie hatten in den Jahren von tausend Dingen ge-

redet — aber niemals hatte Assunta die Frage gestellt: „Warum bist du allein geblieben, Berengar?“ Oder die andere: „Denkst du nicht daran, dir noch auf der Höhe deines Lebens die Gesellin zu suchen, die um dich ist, wenn in dies Leben die Dämmerung des Abends fällt? ...“ So oft sich ihr diese Frage auf die Lippen gedrängt hatte, Assuntas Herz besiegte die Neugier; denn in dem grünen Saal war an einem Teile der südlichen Wand ein Vorhang aus dunkelgrünem Sammet und dahinter der wundervoll gemalte Kopf des schönsten Weibes, das Herrn Berengars Augen gesehen hatten. Darunter stand der Name Celeste. Es wußte niemand, welche Bewandtnis es mit dem Bilde habe; aber die Menschen meinten, es müßten sich sehr schmerzhafte Erinnerungen für den Herrn Berengar an dies Bildnis knüpfen.

Nie hatte Assunta gesehen, daß er den dunkelgrünen Sammetvorhang zurückgezogen hatte und in den Anblick des sehr schönen Frauenantlitzes versunken gewesen wäre — ja es schien, als hätte er den Vorsatz gefaßt, nach diesem nie mehr ein Menschenbildnis zu malen. —

An dem Juliabende, der der Erfüllung seines achtundvierzigsten Lebensjahres vorausging, stieg Herr Berengar in die Barke und ließ sie treiben wie seine

Träume. Ringsum lag eine fast finstere Nacht, es blüh-
ten nur wenige Sterne darin — vom Monde war nur
die schmale, scharfe Sichel auf der Himmelswiese lie-
gen geblieben, gleichsam als wäre sie es gewesen, die
all die goldenen und silbernen Sternblumen geschnit-
ten hatte.

Er trieb so weit hinaus auf das Meer seiner Träume,
daß er nicht einmal den Ruf Assuntas hörte, der vom
Strand aus heimrief. Aber das Licht, das hinter den
Scheiben ihrer Laterne brannte, fand sich bis hinaus
zu ihm. Und nicht lange, so hörte sie die Schläge der
Ruder und hörte, wie der Bug die gläserne Fläche zer-
brach.

„Holla!" rief Berengar, „Assunta, sorgtest du dich?"

„Nein. Aber ich dachte, du solltest lieber mit mir be-
reden, was dich so nachdenklich macht."

Nun strich Berengars Schifflein dicht am Strande
dahin, ganz langsam, und Assunta begleitete es. Auf
den Stufen, die durch die Hecke zum Hafen führten,
blieb sie stehen und ließ den Schein des Lichtes auf-
die Stelle fallen, an der Berengar das Boot anketten
mußte.

Dabei sah sie, daß er noch fest in seinen Gedanken
hing; denn er ließ seine Augen in einem langen Blick
auf ihr ruhen.

„... nun ja," lachte Assunta, „zwei Menschen, die so einsam leben wie wir, sollten nicht noch ihre Einsamkeit voreinander verbergen."

Berengar zog die Kette durch den Ring am Pfosten, und das Schloß schnappte ein. Dann lag das Boot an seinem Ort, und er sprang in den knirschenden Kies.

„Guten Abend, Assunta," sagte er und legte seinen Arm um sie. „Nun habe ich auch den ersten Vorwurf von dir gehört!"

Da zuckte sie unmerklich zusammen. Und weil er fühlte, daß sie nach einem Worte suchte, das sie entschuldigen sollte, nahm er ihr lachend die kleine Laterne aus der Hand, die das Licht nach allen Seiten in das Dunkel zwischen den Hecken fallen ließ, öffnete das Türlein und blies die Flamme vom Dochte. Dann legte er ihren Arm in den seinen. „Es gibt Dinge," begann er nach einiger Frist, „die der Mann ganz allein mit sich auszumachen hat ..."

„Das verstehe ich nicht," sagte sie. Und es war ihm, als dränge sich das Staunen ihrer Augen in sein Herz. „Mir scheint, du wärest seither anderer Ansicht gewesen."

„Vielleicht," sagte er weich, aber ich bin in dieser Stunde zu einer sicheren Erkenntnis gekommen. — Morgen wollen wir verreisen, Assunta."

Sie machte sich von ihm los.... „Morgen?“ sagte sie lachend. „Ja, weißt du denn nicht, was für ein Tag morgen ist?“

„Ein Geburtstag auf der Höhe des Lebens. Ein Markstein, sichtbarer und bedeutungsvoller als am Anfange des Weges.“

„Und wohin soll denn die Fahrt gehen?“ fragte Assunta immer noch belustigt.

„Nach Deutschland. Dorthin, wo ich einst daheim gewesen bin. Die rote Heide, die auf etlichen meiner Bilder weite Strecken überblüht, entfaltet ihre kleinen Glocken um diese Zeit,“ sagte er.

„Möchtest du mir nicht helfen, daß ich dies alles verstehe, Berengar?“ sagte sie im Tone weitäugiger Verwunderung.

„Es ist dazu noch einige Wochen zu früh.“

Sie waren durch die tiefe Nacht der Gartensteige gegangen und standen nun unter dem Kakibaum, an dem die jungen Früchte als kleine grüne Bälle hingen.

„Wenn der Kakibaum das Laub in den November streut und die grünen Bälle feuerrote Kugeln geworden sind, will ich dir alles sagen, Assunta.“

„Ob ich in diesen Monaten um soviel verständiger werde?“ lachte sie.

Er zog die Achseln, und sie schritten in das Haus. Da ging sie mit ihm über die Stiege und trat mit ihm in das grüne Zimmer; das stand ganz im Schmucke von Blumen und Palmen für den anderen Tag. Sie hatte alles mit großer Innigkeit bereitet; und nun strahlten die vielen elektrischen Lampen in festlichem Geleuchte darüber.

Berengar legte ihr beide Hände an die Wangen und küßte sie auf die Lippen. Das hatte er noch nie getan. Und sie blühten ihm entgegen wie Sommermohn.

„Und dennoch reisen wir?" fragte sie aus ihrem zitternden Glücke.

„Gerade deswegen!" sagte Berengar. Das klang fest und freudig und klang wie ein Siegesruf.

In dieser Nacht bereitete Assunta alles zur Fahrt in das ferne Land, was nötig war. Sie hatte die Weisungen empfangen und war dann von Berengar allein gelassen worden. Sie trat vor ihre Schränke und prüfte alle Stücke, Kleider und Wäsche und wovon er ihr noch gesprochen hatte, legte alles in die Koffer und durchschritt zuletzt noch einmal die Zimmer wie jemand, der auf immer Abschied nimmt. Als sie vor das Haus trat und nach Berengars Fenstern spähte, waren die schon dunkel. Über die Spitze des Berges zog frühes Grau,

und die Drossel stimmte schon leis in den Lorbeerhecken. Da ging Assunta schlafen. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vier Monate waren seitdem verflossen, und die braune Orsola hatte an jedem Tage die gleichen Fragen hundertmal zu beantworten . . .

„Nun, Orsola, ist es nicht Herbst?"

„Wenn die Kaki rot sind, ist es Herbst!"

„Wollten Herr Berengar und Assunta nicht heimkehren um diese Zeit?"

„Sie wollten! Alle Heiligen, wer weiß, was ihnen in diesem Deutschland geschehen ist?"

Eines Tages bekam Orsola einen Brief — o Madonna, ein Brief mit fremden Marken! Und wahr und wahrhaftig an die Signora Orsola Dotti! Darin stand: „Wir kommen, Orsola, wir kommen! Wir — das ist in diesem Falle nicht Herr Berengar — nein, sondern mein Mann, der jetzt noch mein Bräutigam ist, seine Mutter und ich! Orsola, was für Augen wirst Du machen, wenn Du ihn siehst! Ich schreibe in einem deutschen Jägerhause, mitten im Walde — in einem Walde, Orsola, wie er nicht einmal in Deinen Träumen wachsen kann! Herr Berengar kommt vielleicht einige Wochen später nach. Ich habe Sehnsucht nach der Sonne, die wohl noch um euch ist, und nach dem

neuen Glücke, das dort auf mich wartet; denn übermorgen soll die Hochzeit sein! — Bereite inzwischen alles und kaufe Dir so viel Hände dazu, wie Du nötig hast! Deine selige Assunta."

Von diesem Briefe sprachen die Leute in den Barken und auf dem Markte. Sie sprachen in allen Orten am See davon. Und man wartete in allen Häusern am Strande. Ein Rätsel löste der Brief und gab neue dafür auf... So hatten jene doch nicht recht behalten, die da sagten: es werde eine Zeit kommen, in der Assunta mit Herrn Berengar zum Altar schreite. Und warum war alles anders gekommen? War je ein Glück seliger zwischen zwei Menschen, als das Assuntas und Herrn Berengars? ... Warum also war alles anders gekommen? ...

Während die vielen Hände sich regten, um das Haus am Strande festlich zu bereiten, erwogen die Herzen und Gedanken dieses wundersame Spiel des Schicksals. „Des Schicksals?" fragten die Klugen erstaunt. „Gibt es für einen Herrn wie jener Herr Berengar ein Schicksal? Er selbst ist das Schicksal — sein Wille ist es ..."

„Alle Heiligen, warum ist es sein Wille?"

So jagte eine Frage die andere. Aber zuletzt stand das Rätsel. Und dies Rätsel war Berengars Herz.

Danach nahm alles seinen Lauf: Assunta, der Bräutigam und die Mutter trafen ein. Er war ein hochgewachsener, blonder Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit Augen voll sinnenden Ernstes.... Und die Phantasie der Menschen, die nun einmal am Webstuhle saß, wollte vermessen zu des Rätsels Kern dringen: ob der schöne blonde Bräutigam nicht der Sohn des Herrn Berengar sei? Und die stille, alternde Frau, der das Leid der Erde ins Haar gestäubt hatte — ob sie nicht jenes Weib sei, um das Herr Berengar sein Leben in Einsamkeit verbrachte?

Von all diesen Fäden, die die geschäftigen Sinne der Menschen zogen, erfuhren die Leute im Strandhause nichts. Wer mit dem Glücke zusammenwohnt, hat nicht Zeit, in die Welt zu horchen.

Darüber vergingen abermals Tage.

Ein Morgen brachte einen Brief von Berengar, der lautete:

„Assunta, liebes teures Mädchen! Es ist nun die Zeit, da die Früchte des Kakibaumes blutrot leuchten. In dieser Zeit wollte ich mit Dir reden — so höre: mein ruhiger Verstand hat den Sieg behalten. Sollte es so kommen, daß der alternde Mann für alles, was er Dir in Liebe und Freude gab, die Blüte Deines Lebens eigensüchtig brach? Nein, mein teures Mädchen: Ju-

gend zu Jugend ... Und selig der Mann, der die Anfechtung bestanden! Darum habe ich Dich an das Herz dessen geführt, den ich für Dich auserſehen hatte. Und ich habe nichts mehr zu tun, als meine Hände zum Segen auf Euch zu legen und zu sagen: liebet Euch untereinander! Das Haus, in das ich Dich geführt habe, schenke ich Dir. Und Du sollst darin wohnen, so lange es Dir zur Freude ist. Ich habe alles in die Wege geleitet, was geschehen mußte, damit Du in Dein Besitzrecht treten könntest. Und ich habe auf der Bank in Salò dreihunderttausend Mark niedergelegt, die Dir gehören, damit Du das Strandhaus wohl erhalten könnest und damit Ihr alle das Leben heiterer Stille führen möget, an das Eure Herzen sich gewöhnt haben. Ich stehe vor einer langen Reise — Schiffe sollen mich um die Erde tragen; und danach will ich noch eine Reihe von Jahren ausbleiben. Und wenn es einst käme, daß ich den Weg zurückschreite, dann will ich mir ein kleines Haus zwischen die Oliven Eures Strandes bauen und will mein Leben daselbst zu Ende leben als einsamer Mann. Sagt immer: er habe eine Krone getragen. Aber der edelste Stein war diesem Kronreif entfallen."

Also las Assunta mit zitternder Stimme. Und die beiden Frauen weinten bitterlich.

7.

Silvanus.

Die Geschichte des Malers Berengar ist die letzte, die aus der Feder des Herrn Silvanus geflossen ist.

Und da auch nie wieder ein Lebenszeichen von Berengar in die Stille des Nußbaumhauses gelangte, war Silvanus der Meinung, jener sehe sein Dasein für die Mitwelt als erloschen an; er habe sich auf Reisen begeben, um an keinem Orte der Erde Freunde oder Bekannte zu gewinnen, und er habe sich selbst als einen Mann erkannt, der aus einer Schwäche nicht imstande sei, sein Leben in Einklang mit seinem Streben oder seinen Wünschen zu bringen. Oder er habe auch eingesehen, daß er darin gerade hinter jenem Manne so weit zurückstehen müsse, den er vor anderen schätzte und an dessen Achtung ihm so viel gelegen war, daß er in dem großen Meere des Lebens für ihn untergehen wollte, als er einsah, er könne sich diese Achtung nicht erzwingen.

Silvanus und Hanna redeten noch lange danach von Berengar und erwogen noch viele andere Möglichkeiten, die ihn zu seinem Entschlusse geführt haben könnten.

Wie es aber in der Natur des Herrn Silvanus lag, alles in die volle Sonne seines gütigen Herzens zu stellen, so geschah es auch hier: er wählte für die Handlungsweise des Malers denjenigen Beweggrund, der ihm der edelste schien, und bewahrte in seiner Geschichte das Gedächtnis des wunderliches Mannes in einer Reinheit, zu der sich für Silvanus alles wandelte, das durch sein Herz und seine Gedanken ging.

Das Herz des Dichters, der die Herrlichkeit seiner Sendung erkannt hat, ist ein Demant, in dessen Glanze sich die Welt läutert. Das Herz des Dichters, der die Göttlichkeit seines Berufes erfaßt hat, ist ein Glockenspiel, das den Menschen die Feier der Sonntagsmorgen in die Seelen läutet. — Bei anderen, die in Verblendung und Anmaßung ihre Hände nach der Krone des Dichters ausstrecken, sollte niemand zu Gaste sein; denn diese sind Geschwüre am Leibe ihres Volks.

Und weil Silvanus in dem Entschlusse Berengars den Willen zu sehen glaubte, auch für seine Freunde verschollen zu sein, spürte er ihm hinfort mit keiner

Frage nach. Für ihn war die Geschichte jenes Lebens zu Ende, da er sie aufschrieb.

Aber sie war es noch nicht, sondern es geschah in der folgenden Zeit etwas sehr Überraschendes, das wieder einen Wandel der Dinge ankündete und darin für Silvanus das Saatkorn einer fröhlichen Hoffnung gelegen hätte — allein er erfuhr von diesen Dingen nichts mehr; denn als sie sich ereigneten, war das Buch seines Lebens schon zugeschlagen.

Auch Hanna, die danach noch viele Jahre in dem freundlichen Lichte des kleinen Hauses wirkte, hat nicht vernommen, ob aus jenem Samenkorn eine späte Blüte hervorgegangen ist, die das Glück des alten Herrn Berengar wurde. Aber sie lebte in dem fröhlichen Glauben, der ihr Gewißheit war. Und es ist wohl zu denken, daß sich alles erfüllt habe, wie sie meinte, daß es geschehen müsse.

Dieses Samenkorn einer neuen Hoffnung wurde von keiner anderen gesäet, als von jener schönen dunkeläugigen Frau Celeste, die Hanna und Silvanus nicht trafen, wo sie ihr hätten sehr leicht begegnen können — nämlich auf dem Strandsitze des Herrn Berengar; sondern es kam ein letzter Tag, da trat Frau Celeste noch einmal in das Nußbaumhaus . . .

Wie Silvanus gesagt hatte, so geschah es: er ver-

ließ das Tal der Herrgottswiege und die bewaldeten Hänge des Gebirgs nach seiner italienischen Reise nicht mehr.

Es erwachten, nachdem er sein Werk mit der Geschichte des Menschen geschlossen, der seinem Herzen nach Hanna am nächsten gestanden hatte, in ihm wohl noch mancherlei Pläne. Er besprach sie mit Hanna, und über diesen Gesprächen wuchsen sie in ihm zu einer Lebendigkeit und Fülle der Gestalten, daß er Hanna an vielen Abenden jene ungeschriebenen Dichtungen erzählte, als läse er ihr aus einem vollendeten Werke vor.

Aber so oft sie ihn bat: dies und jenes sei sehr schön, und er solle versuchen, es in heiterer Ruhe für die Nachwelt aufzubewahren — immer lehnte er es lächelnd ab und sagte: es sei zwischen der Erfindung und dem letzten Ausbau eines Dichtwerks eine große Kluft; denn zu diesem letzten, das über der Niederschrift geschehe, gehöre auch eine unverbrauchte Kraft des Körpers, und er fühle von der seinigen, daß sie im Niedergange sei.

Es kam dann eine sanfte Wehmut über beide, und einmal geschah es darüber, daß Hanna hinausging, um ihn nicht sehen zu lassen, daß ihr die Augen überliefen in heiligem Schmerz.

Darum bat sie ihn in späterer Zeit nicht mehr, daß er noch zur Ausführung eines seiner Pläne schreite, sondern sie freuten sich gemeinsam an der Fülle seiner Phantasie und an der Tiefe seiner Gedanken.

Und Silvanus selbst sagte: diese Zeit, an die er vordem mit heimlicher Bangigkeit gedacht habe, sei für ihn eine Zeit noch viel reinerer Freuden an seinen Gaben; denn sie sei frei von aller Schwere der Sorge um das Gelingen. —

In jenen Jahren geschah es auch, daß die Herrgottswiege nicht mehr das zwischen Berg und Wald vergessene Tal war, sondern es kamen Wanderer des Weges gezogen, die nach ihr fragten und die sich von dem Dichter Silvanus erzählen ließen, den sie aus seinen Werken kennen gelernt hätten. Sie fragten auch, ob sie zu ihm gehen könnten und ob er sich am Besuche fremder Menschen freuen würde?

Dabei zogen die Leute die Achseln: vielleicht, vielleicht auch nicht; denn solange sie denken könnten, seien wohl nie Besucher im Nußbaumhause gewesen.

Deshalb vermieden es etliche, den Hang emporzusteigen, etliche aber gingen doch zu Silvanus und redeten mit ihm über sein Werk und sagten ihm, wieviel Freude er ihnen damit bereitet habe; zuletzt aber werde dies Werk ein Segen für viele sein; denn seine

Bücher würden in die Hände aller ernsten Menschen gelangen, und er werde als ein Prediger der Schönheit und der edlen Freude am Leben durch die Zeiten gehen.

Und als ein Jahr an das andere sich kettete, kamen immer mehr der fremden Freunde, die den Dichter sehen wollten, der sein Leben in diese grüne Stille gestellt und der aus seiner Einsamkeit so köstliche Schätze unter die Menschen geworfen hatte.

Dabei erfuhr Silvanus, daß man seinen Namen und seine Werke erst kennengelernt, als er den Griffel schon längst zur Seite gelegt hatte; und erst als sich der Staub in den Regalen des Verlegers auf sein Werk zu legen begann, erkannte man die heimliche Blüte und stellte sie ins Licht.

Daher kam es, daß die Menschen verwundert vor dem einsamen Dichter standen, der schon ein alter Mann geworden war, und sie staunten auch darüber, daß Silvanus garnichts wunderlich daran fände und daß er nicht vergrämt in seinem Antlitz und verbittert in seinem Herzen sei; denn sie meinten alle: die Zeiten seien längst ein Märchen geworden, in denen ein Dichter von so hohen und edlen Gaben vergessen noch mitten unter den Menschen weile ... wie könne dies geschehen, da doch die Zeitungen an jedem Tage den Ruhm so vieler in die Welt bliesen?

Da lächelte Silvanus sein gütiges warmes Lächeln über sie, das den Menschen die Tiefen der Seele durchsonnte wie sein Werk, und er sagte: „Es ist immer so, und es wird auch immer so bleiben, daß die Zeitungen rasch den Ruhm derer verkünden, denen bange ist, ihr Werk könne nicht über einen Tag hinaus dauern. Einem Dichter ist aber nicht der Ruhm das Glück, sondern sein Schaffen; darum denkt er nicht an den billigen Erfolg des Tages und sorgt auch nicht geschäftig für ihn, sondern er weiß, daß die Menschen, die an seinem Werke teilhaben wollen, sich zu ihm finden, und daß derer zuletzt sehr viele sind, wenn sein Werk gut war; denn das Große und Edle geht nicht mit der Sonne des Tages unter, sondern es wird zu einem neuen Stern und leuchtet durch die Zeiten."

Und die kamen, trugen die Erkenntnis aus dem weißen Haus, auf der das Leben des einsamen Dichters gestanden hatte und aus der sein Werk in allen Stücken hervorgewachsen war, nämlich: daß die Dichtkunst von allen Werken der Menschen das höchste sei, weil ihr die Kraft innewohne, ein Bild der Welt zu geben, wie es — nach dem Glauben der Frommen — dem am nächsten komme, das in den Schöpfergedanken Gottes gestanden habe; oder: daß es auch für diejenigen, die diesen Glauben nicht kennen, das

Bild einer schönen und erreichbaren Vollkommenheit sei, das selbst dem einfachsten oder nüchternsten Verstand als Ziel der Glückseligkeit erscheinen müsse. Dichter, die dies reine und schöne Bild der Erhöhung des Lebens nicht zu schaffen vermögen, gehen in der Irre, und in der Verblendung gehen alle, die ihnen anhängen. —

Und es blieb bis zuletzt so, daß Silvanus mit aller Freundlichkeit seines Wesens denjenigen begegnete, die ihn suchten.

Während er in der Freude an seiner Einsamkeit sein Werk überdachte und in den Seelen derer, die zu ihm kamen, viele seiner reinen und leuchtenden Gedanken stehen blieben, die er nie aufgeschrieben hatte, warben sich seine Bücher Freunde in den Häusern edler und ernster Menschen. Er sagte eines Tages, als ihm dies mitgeteilt wurde, daß das Werk eines Dichters auch nur Bestand haben könne, wenn es aufgerichtet wäre für edle und ernste Menschen; denn diese seien es, in denen die unsterbliche Seele des Volkes lebe und in denen die Kraft einer Nation aufgespart werde, damit sie eines Tages sieghaft hervorquelle.

Darüber war der Abend eines sonnigen Lebens hereingebrochen, den ein unsäglich helles und warmes Licht der Freude umfloß. Das Haus am Hange war

selbst zur Sonne geworden, die ihren milden Glanz unter die Menschen strahlte, und das Wort des Silvanus ward auch an seinem Werk allgemach Erfüllung: es gehörte zu jenen, die nicht untergehen, sondern die zu einem neuen Sterne werden und durch viele Zeiten leuchten.

Da er immer älter wurde und doch nicht alt war, denn er hatte sein sechzigstes Jahr noch nicht erreicht, sprach er mit Hanna häufiger von den Dingen, über die die Menschen zu bestimmen pflegen, wenn sie fühlen, daß ihr irdischer Weg sich seinem Ende neige.

Er hatte seine Werke, die nun in kurzen Zwischenräumen neu gedruckt werden mußten, durchgesehen und hatte ihnen eingefügt, was in den letzten Jahren seines Schaffens noch entstanden war — auch jene Geschichte des Malers Berengar.

Von diesem redeten sie nun im Nußbaumhause nicht mehr oft; denn er hatte niemals den Wunsch geäußert, die alten Beziehungen aufzunehmen — ein Zeichen dafür, daß er nicht wußte, wohin er gehe, oder daß er an seinem Leben hinfort auch keinen Freund mehr teilhaben lassen wolle.

Dabei beschieden sich Hanna und Silvanus.

Und weil sie keinen Erben hatten, dachten sie an die Zeit, in der das Haus am Hange ganz verwaist liegen

werde. Silvanus sagte: wenn alles seinen natürlichen Gang gehe und er zuerst aus diesem Hause scheiden müsse, dann solle Hanna an seinem Werke weiterführen, was er in die vorhandenen Ausgaben an Änderungen eingezeichnet habe, und daß ihr alles gehören solle, was sein gewesen sei.

Sie redeten von diesen Dingen, die für die meisten Menschen ein Quell tiefen Schmerzes sind, mit der Heiterkeit und Ruhe der Herzen, in denen alles Klarheit geworden ist und die ihre Weisheit auf den Sockel der Ewigkeit gestellt haben.

Und wenn endlich die Zeit gekommen wäre, in der die Nacht auch in die Augen Hannas falle, dann sollte das Nußbaumhaus Dichtern oder Malern eine Wohnstätte gewähren — jedem, der darin leben und schaffen wolle, für drei Monate; aber den Dichtern solle das erste Recht gehören. Oder wenn niemand warte, daß er sich darin aufhalten könne, sollten, die da wären, länger bleiben. Es solle auch eine Witwe aus dem Tal oder aus dem Dorf ihren ständigen Aufenthalt in dem Hause haben, daß sie für alles Sorge trage, was um ein Haus und seine Gäste zu geschehen habe. Wenn es aber käme, daß sich gar niemand finde, der in dem traulichen Frieden dieses Hauses leben wolle, dann solle nur die Hüterin darinsein, und so solle es ge-

halten werden bis fünfzig Jahre nach dem Tode Silvanus' verstrichen seien. Danach solle das Haus dem Ortsteil Herrgottswiege zufallen als Eigentum und es solle darüber nach Gefallen bestimmt werden; wie denn auch nach dem Tode Hannas die kleine Talgemeinde Erbe alles Gutes sein sollte, das von Silvanus blieb. Während jener fünfzig Jahre sollten die Erträgnisse seines Vermögens zur Instandhaltung des Hauses verwendet werden, und wenn dies nicht mehr nötig sei, zur Unterstützung der Armen des Dorfes . . .

Mit der Sorgfalt mit der Silvanus alles zu tun gewöhnt war, besprach er diese Dinge mit dem alten Steinhofer, dem das Amt des Dorfrichters im Tal übertragen war; er besprach es auch mit dem Pfarrer und dem Lehrer, und es wurde danach alles aufgeschrieben für die kommenden Geschlechter.

Als auch dies geschehen war, gingen die Tage ihren Lauf, und das Leben des lieben alten Dichters ging zu Ende.

Einmal lag er draußen unter dem Nußbaume in dem langen Stuhl und schaute in den purpurnen Westhimmel, gegen den die blaue Mauer des Gebirges stand, dahinter die Sonne gesunken war. Es lagen goldene Säume auf den Zinnen dieser Mauern,

und das tiefe rote Leuchten hing um die Tore des Himmels.

Da schlossen sich die Lider über den weltfreudigen Augen.

Silvanus war nicht krank gewesen in diesen Tagen vor dem Ende, er war nicht krank gewesen in seinem Leben. Und es war, als sei er hingegangen in dem Gedanken, seinem Weibe Hanna den Schmerz des Abschieds zu ersparen. Er lag im tiefen schönen Schlummer, und das gütige Lächeln, mit dem er immer den Glanz des Abends gegrüßt hatte, war stehen geblieben auf seinem Antlitz.

Hanna war um diese Zeit hinabgegangen ins Tal.

Und als die Dämmerung schattiger ward und nur noch ein ganz schmales Band von Gold auf dem Rande des fernen Gebirges lag, kam sie mit Vroneli den Wiesenpfad daher. Die Frauen hatten ihre Arme ineinandergelegt und redeten leise, weil die tiefe Stille der Natur auch in die Seelen der Menschen sickerte.

Als sie in das Höflein unter dem Nußbaume traten und Hanna sich wunderte, daß Silvanus immer noch auf dem Stuhle liege, und als sie sich auch wunderte, daß er ihr das Gesicht nicht zum Gruße entgegenwendete, ging sie an sein Lager und lächelte über seine tiefe Versonnenheit.

Da sah sie, Silvanus schlief.

Aber er erwachte nicht wieder.

Und sie legte ihm ihre Hände auf die Augen und sank an seinem Stuhle nieder. Dann trat auch Vroneli hinzu, kniete neben ihn und weinte.

Und die Amsel sang über ihnen im Wipfel des Nußbaums. —

In dem Garten der Toten, der an der Dorfkirche ist, links neben der Pforte zu dieser Kirche, haben sie ihn drei Tage danach begraben.

Es ist ein Ehrenplatz, den sie diesem Toten gegeben haben; denn es hat dort niemand gelegen seit die Kirche steht; und es müssen alle an seinem Grabe vorübergehen, die des Sonntags kommen, das Wort Gottes zu hören. —

Da wieder drei Wochen vergangen waren und Hanna und Vroneli und der alte Steinhofer, der nun siebzig Jahre geworden war, eines Morgens unter dem Nußbaum saßen und von Silvanus redeten, wie er so weise und gütig gewesen sei, rollte ein Wagen auf der Straße zwischen den Feldern daher; er rollte ins Tal und hielt vor dem Nußbaumhause. Es stieg eine Dame in Trauer heraus; ein schwarzer Schleier deckte ihr Gesicht, und als sie das Pfädlein am Hang emporschritt, traten Hanna und Vroneli und der Steinhofer an den Zaun,

und da die Fremde vor ihnen stand und den Schleier zurückgeschlagen hatte, sahen sie in ein sehr schönes, ein wenig müdes und sehr bleiches Antlitz.

„Celeste," sagte die Dame, da sie merkte, daß sie niemand erkenne. Und sie sah in drei Paar sehr erstaunte Augen. Hannas Lippen aber zitterten, und sie bat Celeste, sie möge mit ihr in das Haus gehen.

„Ich habe aus den Zeitungen erfahren, daß Silvanus gestorben ist," sagte sie mit bebender Stimme; denn es sprach niemand ein Wort zu ihr — es wollte sich durch die Erregung der Herzen keins auf die Lippen finden.

Weil Vroneli und der Greis vor der Schwelle stehenblieben, fragte Celeste, ob sie nicht mit in das Haus kommen wollten. Da gingen sie hinein und durchschritten mit ihr schweigend alle Räume.

Als sie zuletzt auch in das Zimmer kamen, an dem Celeste beim Eintritt in das Haus vorübergegangen, weil es jenes war, das sie vor dreißig Jahren bewohnt hatte, sank sie auf das Sofa, das noch immer auf seinem alten Platze stand. Und da auch die anderen sich gesetzt hatten, sagte sie: „Dies ist das Haus, in dem ich hätte glücklich werden können — aber ich habe nicht gewollt."

Es war eine jener Stunden, die durch ihr Schweigen beredt werden.

Und da sie merkte, daß Hanna nach einem Worte suchte oder nach einem Gedanken, sagte Celeste: „Ich weiß alles, liebe Frau Hanna; denn ich habe mit einem fast heiligen Gedenken dies Haus und seine Bewohner in meinem Herzen getragen — es stand mitten darin und war doch ferner von mir als die Sterne des Himmels. Ich kenne auch alle Werke des Herrn Silvanus — es ist kein Dichter, den ich sonst noch gelesen hätte. Ich weiß auch wie er gestorben ist; denn die Zeitungen haben ja alles verkündet ... Ich bin seit einem Jahre Witwe geworden; und ich gehe nun in jenes liebe heimliche Strandhaus, das Sie kennen, Frau Hanna, und in dem mein Sohn mit seinem jungen Weibe wohnt. Ich habe außer diesem einen keine Kinder; und ich bin gekommen, noch einmal durch dies Haus am Hange zu schreiten und Sie zu fragen: wollen Sie mit mir zu Ihres Dichters Grabe fahren und wollen Sie mir gestatten, daß ich dies Grab in weißen Marmor fassen lasse?"

„Wir wollen beide hinfahren," sagte Hanna; „aber über das Grab habe ich meine Bestimmungen schon getroffen. Ich danke Ihnen viele Male für das liebe Gedenken, das Sie meinem Toten bewahren."

Aber etwas geschah dennoch, das Celeste erbeten hatte: in den Grabstein wurden die Worte in goldnen Lettern gemeißelt

DER DICHTER ROBERT SILVANUS
ER WAR DER GLÜCKLICHSTE
DER MENSCHEN.








G.E.STECHERT
& Co.
NEW YOR

